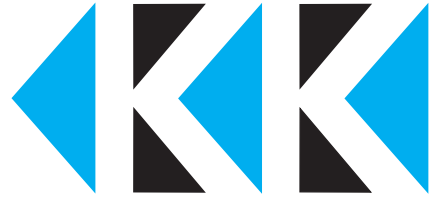


KORRESPONDENZ

1316

BERICHTE
MEINUNGEN
DOKUMENTE



25. Januar 2012

KULTURPOLITISCHE



OKR

Herausgeber: Stiftung Deutsche Kultur im östlichen Europa – OKR, Kaiserstraße 113, 53113 Bonn, Telefon (02 28) 2 89 33 12, -3, Fax (02 28) 2 89 33 14, E-mail: georgaescht@arcor.de · Chefredakteur: Georg Aesch · Textnachdruck in Zeitungen und Zeitschriften honorarfrei bei Quellenangabe (KK), 2 Belegexemplare erbeten · Artikelübernahme in Bücher und Broschüren bedarf der jeweiligen Vereinbarung mit dem Autor · Bildabgabe leihweise auf Anforderung · Für unverlangte Einsendungen wird nicht gehaftet · Verlag: Westkreuz-Verlag GmbH Berlin/Bonn · Herstellung: Westkreuz-Druckerei Ahrens KG Berlin/Bonn, Töpchiner Weg 198/200, 12309 Berlin, Telefon (030) 745 20 47, Fax (030) 745 30 66, Internet: www.westkreuz.de

INHALT

Martin Schmidt

Selbstbewußtsein ist kein Selbstläufer

Die Deutschen in Schlesien

3

Arkadiusz Luba

Der Fortschritt beim Hin- und Hergehen

Interview mit Albrecht Lempp von der Stiftung für deutsch-polnische Zusammenarbeit

6

Ute Flögel

Wo die historische Wahrheit hohält

60 Jahre Heiligenhof in Bad Kissingen

8

Markus Bauer

Die sanfte Macht der Ohnmächtigen

Tagung zu Glaubenszeugen im Totalitarismus

10

Volker Strebel

Kann ein Volk Glück haben?

Die Tschechen hatten Václav Havel

12

Dietmar Stutzer

Schwerverdauliches Gulasch

Gewürzt mit Irrationalismus: die ungarische Wirtschaft

13

Heinrich Lange

Maßstäbliche Vergangenheitsbewältigung

Der Königsberger Modellbauer Horst Dühning

15

Dieter Göllner

Rettungsschirm?

Noch sind die schlesischen Heimatstuben nicht „in der Luft“

17

Bücher, Medien, Veranstaltungen

Lexikon der Vertreibungen (*Rüdiger Goldmann*)

19

Lau, Deutschlands historischer Osten (*Babette von Sass*)

20

Scholz, Schritt aus dem Tag (*Albert Gnädinger*)

21

Literatur und Kunst

Günter Gerstmann

„... so werden wir gewesen sein“

Wangener Gespräche

22

Mit dem Pinsel Ursprüngliches ertasten

Ausstellungen und Vorhaben des Kulturzentrums Ostpreußen

25

Fachmann für Fachwerk

Zeichnungen von Ludwig Löwe im Haus Schlesien

27

Jörg Bernhard Bilke

„Umbra vitae“

Zum 100. Todestag von Georg Heym

28

Design, bevor es so hieß

Gablonzer Modeschmuck in Rheinbach

30

KK-Notizbuch

31

Es ist das Einfache, das im Innersten berührt

Bild: siehe KK-Notizbuch

Selbstbewußtsein ist kein Selbstläufer

Immerhin ist Selbstaufgabe ausgeschlossen, solange es wie von den Deutschen in Schlesien als Aufgabe wahrgenommen wird

Die letzte polnische Parlamentswahl am 9. Oktober 2011 fiel für die Deutsche Liste in der Woiwodschaft Oppeln mit etwa 28 000 Stimmen deprimierend aus. Vor zwanzig Jahren waren es allein im Oppelner Schlesien 74 000, und landesweit wurden 1991 immerhin 132 000 Stimmen errungen, was damals den Einzug von sieben Abgeordneten in den Warschauer Sejm ermöglichte. Von ihnen ist heute mit Ryszard Galla noch ein einziger übrig.

Die Stammwählerschaft der deutschen Minderheit wird immer älter, während die Heranwachsenden entweder überhaupt kein Interesse zeigen oder ihr Kreuz anderswo machen, diesmal vor allem beim Wahlgewinner, der Bürgerplattform (PO) von Ministerpräsident Donald Tusk. All das hat innerhalb der Volksgruppe in Schlesien eine Diskussion ausgelöst, ob künftig überhaupt noch eigene Kandidaten ins Rennen geschickt werden sollen oder ob darauf, wie schon im Herbst in der Woiwodschaft Schlesien geschehen, bewußt verzichtet werden

soll, um die Aktivitäten auf andere – perspektivisch wichtigere – Bereiche zu konzentrieren.

Angesichts der schwach ausgeprägten Identität der Masse der heimatverbliebenen Oberschlesier und der nach wie vor sehr mangelhaften deutschsprachigen Erziehung in Kindergärten und Schulen ist diese Entwicklung keineswegs überraschend. Bedauerlich ist sie aber auch insofern, als die seit ein paar Jahren amtierende neue Führung der Minderheit um Bernard Gaida als Chef des Verbandes der deutschen sozial-kulturellen Gesellschaften in Polen (VdG) und Norbert Rasch als Vorsitzender der Sozial-Kulturellen Gesellschaft der Deutschen im Oppelner Schlesien (SKGD) damit um den verdienten Lohn für ihre gute Arbeit gebracht werden. Denn wer sich in Oberschlesien die Verantwortungsträger nicht nur der ersten Reihe, sondern auch der noch jüngeren zweiten genauer ansieht, kommt zum Schluß, daß kaum eine andere auslandsdeutsche Volksgruppe in Europa über konzeptionell und



*Drum singe, wem
Gesang, identifiziere
sich, wem Identität
gegeben. Hier wird
daran gearbeitet:
Grundschule
Raschau,
Oberschlesien*
Bild: der Autor

von der persönlichen Ausstrahlung her ähnlich überzeugende Sprecher verfügt.

Zu den wichtigsten Vertretern der zweiten Reihe gehört der 1977 geborene Raphael (Rafal) Bartek als Geschäftsführer des Hauses der Deutsch-Polnischen Zusammenarbeit (HDPZ) mit Zweigstellen in Gleiwitz und Oppeln. Bartek hat seine tadellosen, mit Klugheit und guter Rhetorik gepaarten Deutschkenntnisse nicht im Elternhaus erworben, sondern sie sich nach 1989 selbst angeeignet. Die Tätigkeitsliste seines fast ausschließlich auf Projektmittel angewiesenen Hauses ist lang und reicht von Veranstaltungen wie den alljährlichen „Schlesien-seminaren“ in Groß Stein (Kamien Slaski) über Veröffentlichungen wie die im Frühjahr 2011 erschienene deutsch-polnische Broschüre „Zwei Sprachen/doppelte Chance. Ratgeber für Eltern zweisprachig aufwachsender Kinder“ oder das in Arbeit befindliche „Vademecum“ für Fragen des Ausbaus deutschsprachigen Schulunterrichts. Es gibt aber auch großangelegte Buchveröffentlichungen, allen voran die am 14. November in Gleiwitz vorgestellte „Geschichte Oberschlesiens“. Diese wurde als deutsch-polnisch-tschechisches Gemeinschaftswerk von 32 Autoren fast ein Jahrzehnt lang erarbeitet und war der größten Tageszeitung in der regionalistisch eingestellten Woiwodschaft Schlesien sogar eine Berichterstattung auf der Titelseite wert, während die in Oppeln erscheinende „Nowa Trybuna Opolska“ kaum reagierte.

Außerdem hat das seit 1998 bestehende Haus der Deutsch-Polnischen Zusammenarbeit aufschlußreiche Wandkarten herausgegeben: eine Oberschlesienkarte mit deutschen, polnischen und ggf. tschechischen Ortsbezeichnungen und den verschiedenen historischen Grenzen sowie – noch ganz neu – eine Karte mit den Volksabstimmungsergebnissen von 1921.

Zu einem anderen, unter den Deutschen in der Region vieldiskutierten Thema, nämlich der Haltung gegenüber den stetig erstar-

kenden schlesischen „Autonomisten“, äußert sich Raphael Bartek eher skeptisch. In bezug auf die Führungsgruppe der auch als „Nationalschlesier“ bezeichneten Autonomisten in deren Hochburgen in Kattowitz und anderen ostoberschlesischen Städten weist er darauf hin, daß sich nach dem charismatischen jungen Vorsitzenden Jerzy Gorzelik personell eine große Lücke auftue, weshalb die Entscheidungsträger häufiger wechselten und sich trotz der teilweise gemeinsamen Interessen der inhaltliche Austausch schwierig gestaltete. Mit Gorzelik gebe es allerdings immer wieder klärende Gespräche.

Auf das sogenannte Schlesisch angesprochen, wie die angestammte „wasserpolnische“ Mundart heutzutage meist genannt wird, bekundet der HDPZ-Geschäftsführer sein Bedauern über den kontinuierlichen Rückgang deutscher Begriffe in diesem traditionell mit Germanismen und auch einigen tschechischen Einflüssen angereichernten polnischen Dialekt. Diese Veränderungen erklärten sich aus der übermächtigen Medienpräsenz des Hochpolnischen und dem Verlust des bis 1945 prägenden ständigen Kontakts mit dem Deutschen. Das Hochpolnische sei jedoch im Oppelner Schlesien wie in Ostoberschlesien vielfach noch immer eine „Fremdsprache“, betont Bartek.

Strategisch müsse man sich auf die veränderten kulturpolitischen Rahmenbedingungen einstellen, wenn man als deutsche Minderheit weiterhin einen Platz in der Region behaupten wolle. So finde die seit Oktober 2008 jeden Mittwoch als Beilage zum auflagenstärksten Regionalblatt „Nowa Trybuna Opolska“ überwiegend in polnischer Sprache herausgegebene, von der Minderheit bezahlte „Heimat“ eine erfreuliche Resonanz und lenke viel Aufmerksamkeit auf Veranstaltungen der Sozial-Kulturellen Gesellschaft und der örtlichen Deutschen Freundschaftskreise (DFKs).

Während das von dem in Görlitz ansässig-

gen Verleger Alfred Theisen herausgegebene Magazin „Oberschlesien“ einsprachig deutsch herausgegeben wird, hat sich auch das zentrale Organ der deutschen Minderheit für den zweisprachigen Ansatz entschieden. Das „Wochenblatt. Zeitung der Deutschen in Polen“ (bis Ende 2010: „Schlesisches Wochenblatt“) erscheint in einer Auflage von ungefähr 6000 Exemplaren, von denen der Großteil an den Kiosken und nur etwa ein Zehntel über Abonnements verkauft wird. Als das Blatt 2008 von der Mediengesellschaft Silesiapress übernommen wurde, lag die Auflage noch bei 2000 Stück.

Im Redaktionssitz Oppeln gibt es ehrgeizige Pläne, die publizistische Bedeutung des Minderheitensprachrohrs schrittweise zu erhöhen. Wie Johanna (Joanna) Mróz, die Vorstandsvorsitzende von Silesiapress, erklärt, ist eine Erweiterung um acht Seiten ins Auge gefaßt. Auch der Internetauftritt der Zeitung werde demnächst ausgebaut. Zunächst sei aber die im Januar oder Februar 2012 anstehende Fusion mit der Produktionsgesellschaft Pro Futura zu bewältigen, die sich auf den Radio- und Fernsbereich spezialisiert hat. Beide Firmen verfügen aktuell über je neun Mitarbeiter; ihre Zeitungs- bzw. Radio- und TV-Redaktionen sollen demnächst neue Räume beziehen. Silesiapress erhält über das Stuttgarter Institut für Auslandsbeziehungen (IfA) feste sowie projektgebundene Zuschüsse des deutschen Auswärtigen Amtes. Darüber hinaus gibt das polnische Innenministerium etwas für die Zeitung sowie kleinere Summen für die von Pro Futura erstellten Radio- und Fernsehsendungen („Schlesien aktuell“ bzw. „Schlesien Journal“).

Johanna Mróz, die auch Pressesprecherin der Sozial-Kulturellen Gesellschaft der Deutschen im Bezirk Oppeln ist und im Frühling 2008 zu den „Revolutionären“ gegen die bis dato tonangebende Funktionärsgruppe um Hendryk Kroll gehörte, wurde 1978 als Tochter einer alteingesessenen Gastwirtsfamilie aus Kadlub geboren. Schon der bekann-

te ober-schlesische Schriftsteller Gustav Freytag (eigentlich Piontek) habe einen ihrer Vorfahren in seinem Brief „An den Bauern Michael Mros“ erwähnt, wengleich wenig schmeichelhaft, lächelt sie. Die medien-gewandte Nachfahrin wuchs mit der deutschen Sprache auf; ihr Heimathaus verfügte als zweites in der ganzen Woiwodschaft bereits 1986 über eine Satellitenantenne für den Empfang deutschsprachiger Programme.

Obwohl Johanna Mróz im allgemeinen durchaus Realitätssinn zeigt, etwa wenn sie orakelt, daß die Ergebnisse der diesjährigen polnischen Volkszählung „für uns eine Katastrophe werden“ (seriöse Ergebnisse sind wohl nicht vor dem Frühjahr 2012 zu erwarten), überwiegt eine – zwar mit Fragezeichen versehene, aber keinesfalls unbegründete – Zuversicht. Anlaß zur Hoffnung gebe es vor allem dann, betont sie, wenn es im neuen Jahr gelinge, das eigene Minderheitenradio umzusetzen, dessen Einrichtung in den deutsch-polnischen Rundtischgesprächen vom Juni 2011 festgeschrieben wurde. Ein entsprechender Projektantrag solle jedenfalls unbedingt 2012 auf den Weg gebracht werden.

Alfred Theisen formulierte in der Ausgabe der Zeitschrift „Oberschlesien“ vom 15. Oktober in seinem Geleitwort einige für die weitere Zukunft der Volksgruppe maßgebliche Einsichten: „Auch wenn die deutsche Minderheit im Oppelner Land nicht mehr einige Hunderttausend, sondern höchstens noch einhunderttausend Menschen umfasst, dürfen Vorstände und Vereine sich von ihrer Existenzberechtigung und ihren ideellen Zielen nicht abbringen lassen. Letzten Endes geht es nicht um Quantität, sondern um die Qualität der Verbandsarbeit ... Dafür stehen die Chancen ungeachtet des enttäuschenden Wahlergebnisses unter dem derzeitigen Führungspersonal der deutschen Oberschlesier besser denn je. Auch das ist eine Realität!“

Martin Schmidt (KK)

Der Fortschritt beim Hin- und Hergehen

Ihn praktiziert die Stiftung für deutsch-polnische Zusammenarbeit in kleinen Schritten mit der Hoffnung auf große Folgen

Die Stiftung für deutsch-polnische Zusammenarbeit beging zum Jahresausgang 2011 ihr 20jähriges Jubiläum. In dieser Zeit ist es der Stiftung gelungen, den Wunsch nach einer intensiveren deutsch-polnischen Zusammenarbeit mit über 10 000 deutsch-polnischen Projekten zu ermöglichen und ihr neue Impulse zu verleihen. Aus diesem Anlaß sprach Arkadiusz Luba mit dem geschäftsführenden Vorstandsmitglied der Stiftung, Albrecht Lempp.

A. Luba: *Im Logo der Stiftung ist eine Brücke zu sehen, die über den Horizont geht. Wie versteht die Stiftung ihre Aufgaben?*

A. Lempp: Ich glaube, die Brücke, die damals als Logo gewählt wurde, gibt schön wieder, was die Stiftung leisten kann, daß sie nämlich tatsächlich zwei Gesellschaften verbinden, einander näherbringen kann. Und auch wenn das Brückensymbol heute schon etwas abgenutzt wirkt, muß man sich einfach deutlich machen, es war damals eine der wesentlichen Aufgaben, daß man überhaupt einen Zugang findet und eine Verbindung herstellt, auf der man problemlos hin und her gehen, sich hierhin und dorthin austauschen konnte.

Über 10 000 verschiedene Projekte in den letzten zwanzig Jahren. Ist das der Traum der Intensivierung der deutsch-polnischen Zusammenarbeit gewesen?

Wir haben die 10 000 symbolisch genannt, weil es imponierend ist, wenn man sich das mal vergegenwärtigt. Es sind in Wirklichkeit sogar ein paar Projekte mehr. Auf der anderen Seite ist völlig klar, es geht nicht nur darum, daß man ein Projekt ans andere hängt, sondern es geht auch um Qualität und Tiefe dieser Zusammenarbeit, so daß wir sehr viele relativ kleine Projekte gemacht haben, auf Gemeindeebene, auf lokaler Ebene, wo es aber darum ging, daß die Menschen zusammen etwas erarbeiten und gestalten. Und auf diese Art lernen, daß sie im Grunde ähnlich ticken, ähnliche Fragen und Probleme sie

bewegen. Und daß sie natürlich zwischenmenschliche Begegnungen aufbauen konnten, was heute dazu beiträgt, daß in vielen Bereichen institutionelle Kooperationen sehr glatt und problemlos funktionieren und längst keine Anschubfinanzierungen mehr brauchen wie in den 1990er Jahren. In diesem Falle ist dann die Stiftung mehr so was wie ein Öfläschchen, das dafür sorgt, daß das Getriebe gut läuft.

Allerlei Projekte: in Kultur, Politik, Medien, Geschichte. Mit den Finanzen der Stiftung wurden auch Begegnungsstätten renoviert und aufgebaut, Studienreisen dotiert usw. Nun mal zum Konkreten: Welches oder welche der Projekte sind der besondere Stolz der Stiftung?

Plakat zu dem Film „Pakete der Solidarität“, den die Stiftung im Andenken an die deutsche Solidarität mit der polnischen Solidarnosc produziert hat
Bild: Stiftung für deutsch-polnische Zusammenarbeit



Heute gehen wir stärker in den operativen Bereich, wo wir nicht nur auf Antrag Geld zur Verfügung stellen, sondern selber Projekte mittlerer Größe entwickeln, bei denen es sich vor allem um den Inhalt, eine gewisse Tiefe und Intensität sowie um eine gewisse Verstetigung handelt. Ich denke zum Beispiel an die deutsch-polnischen Medientage, die für uns sehr wichtig sind, die wir mit anderen Partnern machen, das ist etwas, was sich sicher über mehrere Jahre hinziehen wird, wo es darauf ankommt, daß man gewisse Strukturen aufbaut und eine Zusammenarbeit ermöglicht, die dann auch unabhängig von uns stattfindet. Ein anderes großes Projekt, an dem wir derzeit arbeiten und das noch nicht abgeschlossen ist, ist die Einrichtung eines Zentrums für Polenstudien an einer bundesdeutschen Hochschule.

Ich weiß, man redet ungern über Mißerfolge. Bei so vielen gelungenen Projekten braucht sich die Stiftung aber nicht dafür zu schämen, wenn etwas schiefgelaufen ist. Daher die Frage: Aus welchen Projekten ist die Stiftung ausgestiegen, und was hat daran nicht so ganz gepaßt?

Stiftungen sollen und dürfen auch Risikogelder bereitstellen, um Dinge zu versuchen, von denen man nicht weiß, ob sie sich letztlich bewähren. In diesem Sinne gibt es natürlich eine Reihe von Projekten, wo wir vielleicht eine Förderung angefangen haben, aber dann nach einer Evaluierung festgestellt haben, das hat so keinen Sinn. Bei den großen Investitionen, die in den 1990er Jahren sinnvoll und erfolgreich waren, hat es welche gegeben, die entweder nach einigen Jahren einer anderen Nutzung zugeführt wurden (in dem Falle wurden dann Verhandlungen geführt über die Rückzahlung von Geldern) oder die als Bauruinen in Einzelfällen auch mal stehen geblieben sind. Das ist gerade in so einer Aufbauphase überhaupt nicht zu vermeiden gewesen. Wenn man in Begegnungen zwischen Menschen investiert, kann oft erst nach Jahren nachvollzogen werden, ob das nun tatsächlich ein Erfolg war oder nicht.

In dem Leittext der von der Stiftung organisierten Jubiläumskonferenz „Zusammenarbeit als Markenzeichen“ heißt es, die schwierige deutsch-polnische Vergangenheit – und der Krieg ist damit wohl gemeint – sei nicht aus dem Gedächtnis verschwunden. Sie würde aber nicht mehr lähmen. Und man könne weitergehen. In dem Kontext der vielen zusammenbringenden Projekte der Stiftung: Womit und wie könnte man weitergehen?

Wir sagen, ein Paradigmenwechsel hat stattgefunden. Und wir müssen jetzt sehen, welche Inhalte für das deutsch-polnische Gespräch wichtig sind. Wenn wir sagen, es ist nicht mehr der Dialog über Krieg und Schuld und Aussöhnung, dann heißt es, wir haben Platz, über alle Aspekte zu sprechen, die in und zwischen zwei Gesellschaften wichtig sind. Wir werden mit unseren Partnern zwei Dinge tun müssen: Zum einen zeigen die demographischen Daten, daß es enorme Probleme geben wird, was Renten, Arbeitsmarkt und dergleichen mehr angeht. Das sind Dinge, die beide Länder in gleicher Weise betreffen und wo man angesichts der globalen Situation sich gemeinsam im europäischen Kontext überlegen wird, wie man reagiert.

Wichtige Fragen sind Migration, Anerkennung von Ausbildungszertifikaten aus anderen Ländern, Investitionen in Bildung. Und da werden die Länder in Europa in Zukunft noch sehr viel stärker zusammenrücken müssen, wenn sie einigermaßen vernünftig bestehen wollen angesichts der asiatischen Konkurrenz. Zum anderen ist die Frage, ob die sehr gut ausgestattete deutsch-polnische Infrastruktur heute – ich erinnere an Schulbuch-Gespräche, Jugendwerk, Stiftung, Deutsch-Polnisches Forum und dergleichen mehr – in irgendeiner Weise Ansatzpunkte liefert, daß man in Teilen Elemente davon überträgt auf andere Zweierbeziehungen, etwa Japan–Korea, Japan–China, Griechenland–Türkei, d. h. zwischen Ländern, die andere, aber dann doch wieder vergleichbare Konflikte durchgemacht haben wie Deutschland und Polen. (KK)

Wo die historische Wahrheit hofhält

Der Heiligenhof in Bad Kissingen ist seit 60 Jahren eine Begegnungsstätte für alle, die ihr dienen

Der Heiligenhof in Bad Kissingen, als „Sudetendeutsche Heimstätte europäischer Jugend“ gegründet, wird 60 Jahre alt. Mehrere Generationen vertriebener Sudetendeutscher und ihrer Nachkommen haben ihn inzwischen als vertraute Bildungs- und Begegnungsstätte kennen- und lieben gelernt. Seine Entwicklung ist typisch für ein Stück Nachkriegsgeschichte der aus Böhmen, Mähren und Sudetenschlesien in den Jahren 1945/46 Geflüchteten oder Vertriebenen in der Bundesrepublik Deutschland. In einer liebevoll gestalteten und reich gebildeten Festschrift zum 60jährigen Jubiläum des Heiligenhofs wird dieses Stück Nachkriegsgeschichte lebendig. Schon die aus unterschiedlicher Sicht geschriebenen Grußworte maßgeblicher Politiker sind Ausdruck der Würdigung des Heiligenhofs als einer sozialen, kulturellen und nicht zuletzt wirtschaftlichen Erfolgsgeschichte. Daß diese keineswegs gradlinig verlief, gehört ebenso dazu wie die unvorstellbare Not und Beschränktheit in den Anfangsjahren.

Die Geschichte des „Urhebers“, des Vereins Sudetendeutsches Sozialwerk, der 1995 in Sudetendeutsches Sozial- und Bildungswerk umbenannt wurde und seit 2007 im wesentlichen als Förderverein fungiert, nachdem die Einrichtungen an die Stiftung Sudetendeutsches Sozial- und Bildungswerk übertragen wurden, ist in der Festschrift erstmals aus weit verstreutem und bis heute unvollständigem Material zusammengetragen. Ingrid Sauer vom Bayerischen Hauptstaatsarchiv, zuständig für die Aufnahme und Aufarbeitung des Schriftguts des Sudetendeutschen Archivs, hat unermeßliche Arbeit geleistet.

Nachgerade spannend ist die „Kontinuierliche Baugeschichte“ des Heiligenhofs, die Reinfried Vogler, der Stellvertretende Vor-

sitzende der Stiftung Sudetendeutsches Sozial- und Bildungswerk, schildert. In dieser durch zahlreiche Fotos veranschaulichten Chronologie wird deutlich, wieviel Mut und harte Arbeit das äußerliche Wachstum des Heiligenhofs erforderte. In die Aus- und Neubauten wurden in den sechs Jahrzehnten etwa fünf Millionen Euro investiert. Aus den 35 Betten im Jahr 1952 sind inzwischen 223 Betten geworden.

Wie sich mit den Umbauten die Lebenssituationen, die inhaltlichen Angebote und die Gästestruktur des Heiligenhofs veränderten, wird in den unterschiedlichen Augenzeugenberichten lebendig. Da erinnern sich Walli Richter, die sich als junge Vertriebene von Anfang an für sudetendeutsche Belange einsetzte, und Oskar („Ossi“) Böse, der unter anderem der erste Heimleiter des Heiligenhofs war, wie es zur Idee der Gründung des Sudetendeutschen Sozialwerks als Hilfe zur Selbsthilfe kam, wie um Spenden gebettelt wurde und wie primitiv die ersten Jahre im Heiligenhof als erstem Eigentum der sudetendeutschen Volksgruppe nach der Vertreibung waren.

Gustav Binder – seit 2005 Studienleiter des Sudetendeutschen Sozial- und Bildungswerks – beschreibt, wie sich das Bildungsangebot im Laufe der sechs Jahrzehnte verändert hat. Galten die ersten Freizeiten neben der Erholung vor allem der Heimatkunde und musischen Bildung für Kinder und Jugendliche, war Erich Kukuk, der den Heiligenhof von 1957 bis 1994 als Direktor prägte, der Initiator und Motor der politischen Bildungsarbeit – zunehmend für Erwachsene. Die politische Wende der Jahre 1989/90 erweiterte diese Arbeit um neue Zielgruppen und neue Themenstellungen. Die Gründung der „Akademie Mitteleuropa“ im Jahr 2001 verstärkte die internationale



Als Erdkunde weniger Kunde denn ein Politikum war: „Wegweiser“ Heiligenhof
Bild aus der Jubiläumsbroschüre

Zusammenarbeit mit Nachwuchskräften aus Politik, Verwaltung, Wirtschaft und Wissenschaft aus den ostmitteleuropäischen Nachbarstaaten durch hochkarätige Veranstaltungen auf wissenschaftlichem Niveau.

Traudl Kukuk, die Ehefrau Erich Kukuks, jahrzehntelange Mitarbeiterin und von 1994 bis 1996 Geschäftsführerin des Heiligenhofs und über all diese Jahre Herz und gute Seele des Hauses, gibt zusammen mit dem zeitweiligen Bildungsreferenten Maximilian Beck Einblicke in die unterschiedlichen Gästegruppen des Hauses. Auch sie sind Ausdruck der stetigen Erweiterung des Kontaktkreises von der sudetendeutschen Heimstätte zu einem Ort der nationalen und internationalen Begegnung. Denn neben Sing-, Bastel- und Wandergruppen, die dem Heiligenhof über die Jahrzehnte hinweg treu geblieben sind, gehören nun auch z. B. Lehrlingsseminare von großen Betrieben, Weiterbildungsveranstaltungen von gewerkschaftlichen, kirchlichen oder musischen Gruppen, Erlebnis-Pädagogik für Jugendliche wie für Manager (mit Hochseilgarten, Bogenschießen, Floßbauten) und Lehrausflüge für Schulklassen an die frühere innerdeutsche Grenze oder in die Rhön dazu.

Die Geschichte der zweiten von der Stiftung Sudetendeutsches Sozial- und Bildungswerk getragenen Bildungs- und Begegnungsstätte Burg Hohenberg an der Eger, die als „Landeswarte der Sudetendeutschen“ im Jahr 1955 vom Freistaat Bayern gepachtet wurde, schildert Steffen Hörtler, früherer „Burgvogt“ in Hohenberg und seit 2003 rühriger und äußerst erfolgreicher Heimleiter des Heiligenhofs sowie Geschäftsführer zunächst des Vereins und später der Stiftung, in einem detaillierten Bericht. Diese romantische Staufer-Burg mit Blick in die böhmische Heimat der vertriebenen Sudetendeutschen ist nicht nur ein Anziehungspunkt für Jugendfreizeiten und Schullandheimaufenthalte, sondern auch eine modern ausgestattete Einrichtung für Begegnungen mit den tschechischen Nachbarn.

Die Leistungen in den vergangenen 60 Jahren wären nicht möglich gewesen ohne den verantwortlichen Träger, die Stiftung Sudetendeutsches Sozial- und Bildungswerk. Deren Gründungsvorsitzender war bis zu seinem Tod Staatssekretär a. D. Wolfgang Egerter; seit 2009 besteht der Vorstand aus Dr. Günter Reichert, dem ehemaligen Präsidenten der Bundeszentrale für politische Bildung, seinem Stellvertreter Rechtsanwalt Reinfried Vogler und dem Steuerberater Peter Sliwka als Schatzmeister.

Trotz aller zum Überleben stets notwendigen räumlichen und inhaltlichen Modernisierungen hat es der Heiligenhof geschafft, sein vertrautes Erscheinungsbild und seine anheimelnde Atmosphäre zu bewahren. Es gebe vor allem drei typische Merkmale, faßt der Stiftungsvorsitzende Günter Reichert im Schlußkapitel zusammen. Das sei die von Anfang an „grüne Küche“, die helle, zur umgebenden Natur offene Baustruktur und schließlich die Weinstube, in der fast jeder anstrengende Seminartag – wenn auch bei reichlich belastender Akustik – seine gesellige Abrundung findet.

Ute Flögel (KK)

Die sanfte Macht der Ohnmächtigen

Tagung der Ackermann-Gemeinde zu Glaubenszeugen im Totalitarismus

„Zeugnis geben gehört zu unserem Glauben!“ Auf diesen Nenner brachte Markus Eller OSB, der Abt der Benediktinerklöster Rohr und Scheyern, die Thematik des Symposiums „Patrone Europas – Glaubenszeugen in totalitärer Zeit“ kürzlich im niederbayerischen Kloster Rohr. Gut 120 Teilnehmer – ein Drittel aus Tschechien und der Slowakei – verfolgten die Vorträge über Glaubenszeugen im Nationalsozialismus, im Sozialismus bzw. Kommunismus sowie die Schilderungen von Zeitzeugen. Veranstalter war das Sozialwerk der Ackermann-Gemeinde.

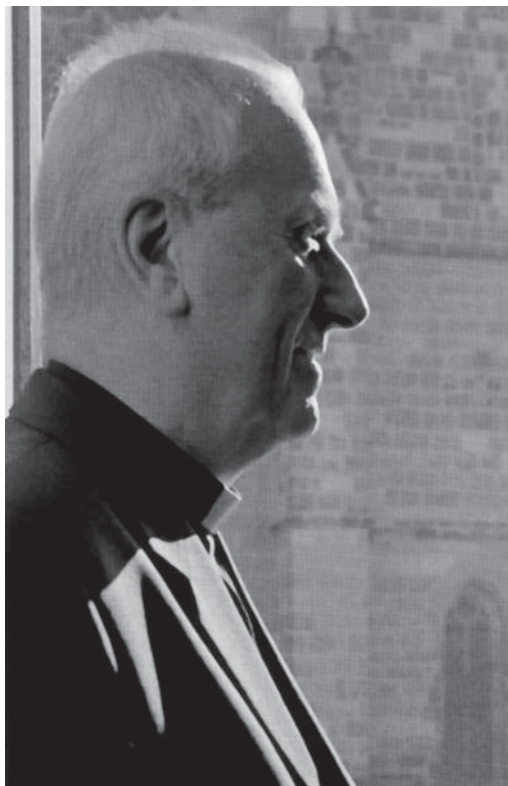
In seinem Eröffnungsvortrag bezeichnete Professor Dr. Eckhard Jesse, Inhaber des Lehrstuhls für Politische Systeme und Politische Institutionen an der Technischen Universität Chemnitz, das 20. Jahrhundert als „Jahrhundert des Totalitarismus“. Jesse wies auf einige Gemeinsamkeiten totalitärer Systeme hin: „Der gemeinsame Gegner war die Demokratie, die parlamentarische Staatsform – das Individuum blieb auf der Strecke.“ Und der Enthusiasmus der Massen, der Glaube an eine historische Mission galt ebenfalls für beide Systeme wie auch der Glaube an die Gemeinschaft. Für beide Totalitarismen gelte, so Jesse, daß deren Opfer bis zum äußersten entmenschlicht wurden. Als weitere Merkmale totalitärer Systeme führte er den Terror und Rassismus an sowie idealisierte Ziele (klassenlose Gesellschaft, Herrenrasse) und pseudo-religiöse Elemente. Für die heutige Zeit verwies er auf immer neue totalitäre Entwicklungen wie etwa den islamischen Fundamentalismus.

Christliche Zeugnisse im Nationalsozialismus stellte Prälat Professor Dr. Helmut Moll, der Beauftragte der Deutschen Bischofskonferenz für das deutsche Martyrologium, vor. „Diese Männer und Frauen müssen dem

Vergessen entrissen werden“, lautete Molls Botschaft. Er erwähnte, daß in Rom 16 000 Namen genannt worden sind und aus diesem Bereich über 100 Selig- und Heiligsprechungsverfahren laufen. „Es ist wertvoll, dieser Männer und Frauen zu gedenken, ihre Ideen weiterzutragen“, faßte Moll zusammen. Mit der Erstellung des Martyrologiums für die Böhmisches Länder ist Dr. Jan Stribrny, Vizepräsident der Tschechischen Christlichen Akademie, befaßt. Hier werden Märtyrer aus zwei totalitären Regimen dokumentiert, 2012 soll das Manu-

Die Kirchenmauer hat Petra Flath in ihrem Porträt des Pilsener Bischofs Frantisek Radkovsky als fast auratische Hintergrundbeleuchtung inszeniert

Bild: Adalbert Stifter Verein



skript fertig sein. Derzeit sind 240 Priester, Ordensleute und Laien aller Nationalitäten erfaßt.

Die Situation der Katholiken in der DDR beleuchtete Professor Dr. Josef Pilvousek, Ordinarius für Kirchengeschichte des Mittelalters und der Neuzeit an der Universität Erfurt. „Zur konfessionellen kam die ideologische Diaspora“, beschrieb er die Lage in den ersten Jahren. Erst ab 1961 habe sich dort eine eigene Identität der Katholiken herausgebildet. Der Referent ging auf die abgeteilten Gebiete, die Trennung von nun im Westen gelegenen Diözesen und die Neustrukturierung der Bistümer bzw. Bischöflichen Kommissariate und Administraturen ein. Pilvousek schilderte das „Modell der regulierten Gesprächsführung“, bei dem eine offene Konfrontation mit dem Staat vermieden werden sollte, um Seelsorge zu ermöglichen.

Die Lage in der CSSR beschrieb Pater Dr. Ondrej Salvat, Administrator der Pfarrei Kreuzerhöhung in Prag. Er verdeutlichte, daß die Kommunisten in der katholischen Kirche einen Klassenfeind sahen und daher bald nach ihrer Machtübernahme Bischöfe und Äbte verhafteten, um die Kirche zu schwächen. Erst in den 60er Jahren konnten die Priester, so Salvat, ihre Aufgaben wiederaufnehmen – allerdings überwacht von der Staatspolizei. In den 70er Jahren entstand die verborgene Kirche. Der Referent verwies auch auf die mit dem Regime kooperierenden „Friedenspriester“. In den 80er Jahren habe der Druck auf die Kirche wieder zugenommen.

Mit Günter Nooke, dem ehemaligen Menschenrechtsbeauftragten der Bundesregierung und jetzigen persönlichen G8-Afrika-Beauftragten der Bundeskanzlerin, dem Pilsener Bischof Frantisek Radkovsky und dem Botschafter a. D. Dr. Jozef Miklosko aus Preßburg standen Zeitzeugen aus Tschechien, der Slowakei und der DDR Rede und Antwort beim Kamingespräch zum Thema „Leben in unfreien Systemen“. Der Bischof

erzählte, daß er versprechen mußte, nicht als Lehrer tätig zu werden. „Mit zwölf, dreizehn Jahren wußte man, warum man anders dachte und einen anderen Weg ging“, blickte Nooke zurück, der das Abitur erst nach einer Handwerker Ausbildung machen konnte. Bei Bischof Radkovsky führte der Weg auch nicht direkt zum Priesterberuf, zunächst war er als Statistiker tätig. Anfang der 60er Jahre verstärkte sich bei ihm wieder der Wunsch, Priester zu werden – 1966 begann er das Studium. „Wir haben gesehen, daß große Unfreiheit herrscht“, schilderte Miklosko familiäre Gespräche über Politik und Kirche. Für den Bischof war und ist wichtig, frei zu sein, sich nicht in die Abhängigkeit von Machthabern zu begeben. Über 20 Jahre nach dem Umbruch in der DDR und in der Tschechoslowakei wünscht sich Jozef Miklosko, daß Moral und Ethik wieder an Bedeutung gewinnen. „Die Öffnung zu spirituellen Welten wird immer größer“, stellte auch Pilsens Oberhirte fest und wünscht eine solche Rückorientierung auch in Westeuropa. Günter Nooke empfahl die Betreuung und Erziehung der Kinder im Elternhaus und nicht nur in Kinderkrippen und -gärten.

Über die Religionsfreiheit informierte zum Abschluß Günter Nooke. „Das Problem sind die Diktaturen, in denen den Menschen die elementarsten Freiheitsrechte vorenthalten werden“, betonte er. Die Religionsfreiheit betrachtet er als das älteste Menschenrecht. „Religion ist wichtig für einen stabilen, wertebasierten Staat“, ergänzte er und stellte fest, daß auch heute die Religionsfreiheit bedroht ist, Christen in vielen Ländern der Welt verfolgt werden. Für Europa selbst konstatierte Nooke eine Tendenz zu stärkerer Religiosität und Spiritualität.

Insgesamt zehn Frauen und Männer, die sich gegen den Nationalsozialismus wandten bzw. infolge ihres Engagements gegen die kommunistischen Herrscher in der DDR und des CSSR Unrecht erleiden mußten, wurden in Kurzvorträgen präsentiert.

Markus Bauer (KK)

Kann ein Volk Glück haben?

Die Tschechen hatten Václav Havel



Bild: Archiv

In dem Interview-Band „Fernverhör“ mit Karel Hvizdala hatte Václav Havel über seine Erlebnisse mit den Theatern Prags der 1960er Jahre berichtet, die er als „einen lebendigen geistigen Brennpunkt, einen Ort gesellschaftlichen Bewußtseins, einen Schnittpunkt von Krafftlinien der Zeit und ihr Seismograph, einen Raum der Freiheit und ihr Instrument der Befreiung des Menschen“ beschrieb. In dieser Welt des Theaters ist Havel geistig aufgewachsen, und gerade seine intensive Wahrnehmung dieser angelegten Dynamik ließ es nicht zu, daß er vor der Wirklichkeit die Augen verschloß. Die 1960er Jahre in der CSSR waren auch vor dem Prager Frühling von einer vorsichtig offenen Kulturpolitik geprägt, und junge

Künstler und Schriftsteller wie Václav Havel wollten die erstarrte Kruste einer totalitären Ideologie endgültig abstreifen.

Viele Möglichkeiten zur Entfaltung boten sich jedoch nicht. Um so größer waren die Hoffnungen, die sich durch Alexander Dubceks Reformexperiment von 1968 aufbauten. Auch Václav Havel meldete sich zu Wort, um einen Rückfall in die Zeiten von Verbot und Verfolgung zu verhindern. Der Einmarsch der sozialistischen „Brudermächte“ zerschlug jegliche Illusionen eines „Sozialismus mit menschlichem Antlitz“, die Gesellschaft wurde in einen Zustand angepaßter Lähmung versetzt.

Als Gegenprogramm entfaltetete Václav Havel seine Vorstellung, ein Leben in der Wahrheit zu führen. Die von ihm mitbegründete Bürgerinitiative Charta 77 sollte daher auch keine politische Oppositionsplattform darstellen. Sie erinnerte in ihrem ersten Aufruf die Regierung in Prag daran, jene Menschenrechte zu achten, die in der von ihr mitunterzeichneten Schlußakte von Helsinki erklärt wurden. Es folgten diffamierende Kampagnen, Berufs- und Publikationsverbote. Havels Ruf als Dissident und Bürgerrechtler wurde nicht zuletzt durch die hohe Haftstrafe gestärkt.

Seine Essays wie „Macht der Machtlosen“ oder „Gewissen und Politik“ kursierten im Untergrund. Es entwickelte sich im Umfeld der Charta 77 eine Art Gegenöffentlichkeit. In privaten Wohnungen wurden akademische Seminare abgehalten, aber auch Theaterstücke aufgeführt. Václav Havel und seine Frau Olga gehörten zu den unermüdlichsten Stimmen, wenn es darum ging, sich gegen die Willkür der Behörden zu wehren.

Der Zusammenbruch des „real existierenden Sozialismus“ in der Samtenen Revolution kam für viele völlig überraschend. Havel, der

im Herbst 1989 wieder einmal im Gefängnis saß, wurde innerhalb von Wochen zum Präsidenten des Landes. In seinem Buch „Fassen Sie sich bitte kurz“ (2007) bilanzierte er diese atemberaubenden Wendungen: „Auch mir kommt von Zeit zu Zeit mein Schicksal absolut unwahrscheinlich vor. Wie konnte es nur geschehen, daß ich – und gerade ich – mich im Zentrum so wichtiger Ereignisse befand, die das Schicksal vieler Völker und Millionen von Menschen geprägt haben? Warum mußte ich, ein Autor absurder Theaterstücke, Hunderte von solch absurden Situationen erleben, wie zum Beispiel meinen ersten Besuch im Kreml?“

Havel war vom Winter 1989 bis 2003 Präsident der Tschechoslowakei und später Tschechiens. Seine erste wichtige außenpolitische Geste galt der Aussöhnung mit den deutschen Nachbarn. Bereits die Diskussionszirkel der Charta 77 in den 1970er und 1980er Jahren hatten sich der Erkenntnis gestellt, daß ein ungeteiltes Europa auch ein ungeteiltes Deutschland zur Voraussetzung hat. Der Dichterpräsident pflegte Freund-

schaften mit hochrangigen Persönlichkeiten der ganzen Welt. Oft schien sein Handeln unkonventionell, wenn er es sich nicht nehmen ließ, die Rolling Stones persönlich zu begrüßen oder den Musiker und Bürgerschreck Frank Zappa nach Prag einzuladen.

Zwanzig Jahre nach der Samtenen Revolution stellte sich Václav Havel einem Erinnerungsgespräch mit Alexandra Förderl-Schmid und Michael Kerbler zur Verfügung, das 2010 unter dem Titel „Der Samtene Revolutionär“ im Klagenfurter Wieser Verlag erschienen ist. Die Schlußfrage: „Worauf kommt es im Leben an?“ ist geradezu auf Havels Existentialphilosophie zugeschnitten. Sein Credo, im Einklang mit dem Gewissen zu leben, schließt dabei ausdrücklich sowohl gläubige Menschen als auch Atheisten ein: „Es gibt eine Instanz, der man nichts verheimlichen oder verschweigen kann, und nur auf das Urteil dieser Instanz kommt es an.“ Am Morgen des 18. Dezember ist Václav Havel in seinem Landhaus in Hradeček einem langjährigen Krebsleiden erlegen.
Volker Strebel (KK)

Schwerverdauliches Gulasch

Gewürzt mit Irrationalismus: die ungarische Wirtschaft

Die aktuellen Ereignisse in Budapest und Brüssel überstürzen sich, der Text über die hausgemachte Misere bleibt leider gültig

„Auf den Türmen des tausendjährigen Ungarn erlöschen die Wachtfeuer ...“ Wer in den frühen Morgenstunden des 4. November 1956 diese Botschaft als letzte unkontrollierte Sendung des Ungarischen Rundfunks gehört hat, in dessen Ohr ist sie auch geblieben, heute als ferner Nachhall aus einer Zeit, die viel weiter zurückzuliegen scheint als „nur“ 55 Jahre.

Jetzt geht es wie überall um viel Geld, denn auf finanziellem Gebiet ist Ungarn wieder

einmal dorthin gefahren, wohin es schon wiederholt gefahren ist, nämlich an die Wand. Nach nur drei Jahren ist man in Budapest finanziell wieder am Ende. Am 31. Oktober 2011 lag es gerade drei Jahre zurück, daß die Europäische Union Ungarn eine Finanzhilfe von etwa 8 Milliarden Euro zugesagt hat, der Internationale Währungsfonds noch einmal etwa 4 Milliarden.

Spürbar gewirkt haben diese Hilfen offenkundig nicht, denn Mitte November hat eine

der drei neuen Weltmächte, nämlich die Ratingagentur Moody's, den Wert ungarischer Staatsanleihen auf Ramschniveau herabgestuft, also auf dieselbe Stufe, die man ein Jahr zuvor für Irland und vor weniger als einem Jahr für Portugal festgesetzt hatte.

Der ungarische Staat mit seiner Volkswirtschaft ist damit nicht mehr kreditwürdig. Dabei sind die ungarischen Basisdaten gar nicht so schlecht, um so weniger, wenn man Länder wie Griechenland, Portugal oder Italien zum Vergleich heranzieht. Die öffentliche Verschuldung liegt bei etwa 75 Prozent des Bruttoinlandsproduktes, das Haushaltsdefizit allerdings nicht weit von 10 Prozent entfernt. Auch die Preissteigerungsrate kann sich im Vergleich etwa zu Polen oder der Tschechischen Republik mit durchschnittlich 5 Prozent sehen lassen.

Die Ursachen liegen, wie in der gesamten Euro- und Schuldenkrise, auch in Ungarn nicht in erster Linie in der öffentlichen Verschuldung, sondern in der völlig unzureichenden Produktivität der ungarischen Wirtschaft und im fehlenden Wirtschaftswachstum, das nur 0,3 Prozent beträgt und für das keine Besserung zu erkennen ist. Die gewalt-

tätigen Demonstrationen von 2006 und die wenig später einsetzende erste große Finanzkrise haben eine wirtschaftliche Lage bloßgelegt, die schon seit Jahren besteht, aber von der jetzigen Regierung Orbán auf die Spitze getrieben wurde.

Durch das von ihr erzeugte, in Osteuropa einzigartige politische, vor allem innenpolitische Rauschen und Knacken (etwa des neuen Mediengesetzes) ist es wieder einer ungarischen Führung gelungen, zu übertönen, daß sie im Gegensatz zu den anderen EU-Beitrittsländern, besonders im Gegensatz zu Polen, seit dem Ende des Sozialismus eine völlig konzeptionslose und inkonsequente Reformpolitik betrieben hat. Reformiert wurde vor allem in der Industrie, der Handel war zu einem Großteil bereits privatisiert, als die Ungarn selber dem Sozialismus nicht nur in ihrem Land den letzten Stoß versetzt haben, aber im Bereich des Staates, des Bildungswesens und der Beschäftigung im öffentlichen Dienst hat sich im Grunde nichts verändert.

Das Ergebnis sind unter anderem eine Finanzierung des Haushaltes zum Teil durch Gelddrucken und verkrustete Strukturen im

Alles so schön symbolisch hier, wenngleich nicht immer im Sinne des Erfinders: Pußtafolklore als Tourismuswerbung kann auch wider den Strich „gelesen“ werden



öffentlichen Bereich und seiner Beschäftigung. Die Einkommen der Bevölkerung stagnieren seit Jahren, die Inflationsrate bleibt hoch, das Durchschnittseinkommen ist unter 50 Prozent des Durchschnittseinkommens der EU gesunken, in dessen Berechnung inzwischen auch die niedrigen Einkommensdurchschnitte der Beitrittsländer eingegangen sind.

Die Regierung Orbán verhehlt auch nicht, daß sie diese Fragen sämtlich nicht sehr interessieren. Die Pflege des magyarischen politischen Irrationalismus hat Vorrang. Wenn man glaubt, sich das leisten zu können, dann wird jetzt eben auch in Budapest wie im größten Teil Europas vorgeführt, wie

man sich immer noch der Einsicht verschließt, daß die letzten 20 Jahre von einem dramatischen Macht- und Einflußverlust von Staaten und Regierungen gekennzeichnet sind, die praktisch wehrlos den globalisierten Finanzmärkten ausgesetzt sind. Für Länder, in denen „Steuerleute“ vom Schläge eines Viktor Orbán ans Staatsruder kommen – und sie kommen ja ziemlich oft an Staatsruder –, kann man sich den Termin ihrer Zahlungsunfähigkeit in den Kalender schreiben. Staaten und vor allem ihre Regierungen stehen nun einmal unter der Kuratel der Finanzmärkte, sie wollen es nur noch nicht wahrhaben.

Dietmar Stutzer (KK)

Maßstäbliche Vergangenheitsbewältigung

Der Königsberger Modellbauer Horst Dühring

Horst Dühring, 1930 in Königsberg geboren, mußte 1948 als 17jähriger wie Tausende der noch verbliebenen Einwohner seine nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs in Kaliningrad umbenannte Heimatstadt in einem Güterwaggon verlassen und wurde in die sowjetische Besatzungszone, die spätere DDR, „ausgesiedelt“. In Thüringen, wo die Familie eine neue Bleibe fand, studierte und unterrichtete er Schulmusik, flüchtete dann aber als 27jähriger über Berlin in den Westen. Nachdem er in Frankfurt am Main ein Gesangstudium abgeschlossen hatte, wechselte er in den Schuldienst.

Als Gymnasiallehrer für Musik und Kunstziehung in Dortmund widmete er sich seit Anfang der 70er Jahre auch dem Modellbau. Mit seiner in Holz und Pappe wiedererstandenen Königsberger Taufkirche soll er in seiner Wohnung in Herford begonnen haben. Schließlich beschloß er, die gesamte Pregelstadt im Maßstab 1:200 in Farbe nachzubauen. Das einen Blickfang bildende Schloß mit Westflügel und renaissance-

zeitlichem Schloßurm in doppelter Größe steht heute im Museum Stadt Königsberg der Patenstadt Duisburg.

Um 1980 schrieb Dühring, seine „erste Arbeit“ sei „der Bau des zerschossenen Schloßturms, so wie ich ihn immer vor Augen hatte“, gewesen. „Mich beeindruckte damals diese gewaltige Ruine. Und mit Hilfe von Fotos gelang es mir, nach 35 Jahren diesen Eindruck in einem Modell nachzuschaffen.“ Leider sind seine surrealistischen Bildkollagen aus den 70er Jahren mit von Hunger und Angst gezeichneten Kindern, von denen eine mit der Schloßruine die Legende „Die Kinder von Königsberg (1945–1948)“ trägt, bisher nicht zum Abdruck gekommen. „Als sich auf den Bildern der heutigen Stadt zeigte, daß im Bereich der Innenstadt fast nichts mehr steht“, so der Lehrer, „begann ich mir Gedanken zu machen, wie man wohl Königsberg ‚wiedererstehen‘ lassen könnte. Und da kam mir die Idee, es einmal mit dem Bau von Modellen zu versuchen. Ich ging an die Arbeit mit der Vorstel-



Eine kleine, verkleinerte Freude – vielleicht auch eine kleine Erinnerung an Franz Kafkas Landvermesser? Horst Dühring mit seinem Modell des Königsberger Schlosses

Bild: der Autor

lung, ich würde das Zerstörte rekonstruieren, wobei mir gar nicht wichtig war, daß ich das in Miniatur machen mußte. Mit jedem neuerstandenen Bauwerk meiner Heimatstadt wurde ich innerlich ein wenig ruhiger, war es doch für mich eine Art der Vergangenheitsbewältigung, da ich immer darunter gelitten habe, daß diese Stadt ein so schweres Schicksal traf.“

Als das Fernsehen 1994 einen Film über die Suche nach dem Bernsteinzimmer drehte, durchfuhr es auf dem Weg zum Königsberger Schloß Dührings Modell, das er im Keller gelagert hatte, mit einer Miniaturkamera. Das gesamte, 48 Teile umfassende Modell der Innenstadt, an dem er bis 1996 gebaut hatte, vermachte er vor seinem Tode 2006 Wilhelm von Boddien, dem Geschäftsführer des Fördervereins Berliner Schloß und Initiator des Wiederaufbaus des Berliner Schlosses. 2008 transportierte es der Architekt Arthur Sarnitz für eine Ausstellung unter der Schirmherrschaft des deutschen Generalkonsuls nach Kaliningrad, wo es in einem Glasschaukasten im Lichthof des Kaufhauses Europa-Center am Siegesplatz, dem früheren Hansaplatz, Aufstellung fand. Nach dem Willen Boddien soll es der Stadt als „Geste der Freundschaft zwischen Deutschland und Rußland“ als Dauerleihgabe über-

lassen werden. Dem Schöpfer des Modells, der seine Heimatstadt nicht mehr besuchen wollte, verlieh Bundespräsident Richard von Weizsäcker für seine Modellbaukunst das Bundesverdienstkreuz.

Als neue Herausforderung wählte Dühring nach seiner Pensionierung das Stadtmodell der Mitte Berlins um 1900 und bezog dazu in der Sperlingssgasse 1 unweit des ehemaligen Standorts des Berliner Schlosses seinen zweiten Wohnsitz. Mit Hilfe der Gesellschaft Historisches Berlin Unter den Linden ließ er die Mitte Berlins mit dem Schloß en miniature wiedererstehen. Das Modell bildet nun in der 2011 für den Wiederaufbau des Schlosses errichteten „Humboldt-Box“, dem futuristischen Ausstellungsbau mit Informationszentrum am zukünftigen Standort der Stiftung Berliner Schloß – Humboldtforum, den Mittelpunkt der Exposition des Fördervereins Berliner Schloß in der ersten Etage. Vielleicht können hier auch einmal Dührings im Dom-Museum gezeigtes Modell des Berliner Renaissanceschlosses und das der ab dem 16. Jahrhundert als Schloßkirche dienenden Dominikanerkirche gewürdigt werden. Zu letzterem hatte ihn der Verfasser 1997 als Ausgräber eines Teils des zerstörten Gotteshauses angeregt.

Heinrich Lange (KK)

Rettungsschirm?

Noch sind die schlesischen Heimatstuben nicht „in der Luft“

Im Rahmen des im Jahre 2010 gestarteten und vom Bundesbeauftragten für Kultur und Medien geförderten Projektes zur „Beratung der Betreiber schlesischer Heimatsammlungen“ fand Ende vergangenen Jahres die nunmehr dritte Tagung im Haus Schlesien von Königswinter-Heisterbacherrott statt. Neben den 35 Teilnehmern wohnten der zweitägigen Veranstaltung auch die Leiterin des Dokumentations- und Informationszentrums für schlesische Landeskunde, Nicola Remig, Präsident Reinhard Blaschke, Manfred Spata, Vorstandsmitglied des Vereins Haus Schlesien, sowie Petra Spandau vom Innenministerium Niedersachsen bei.

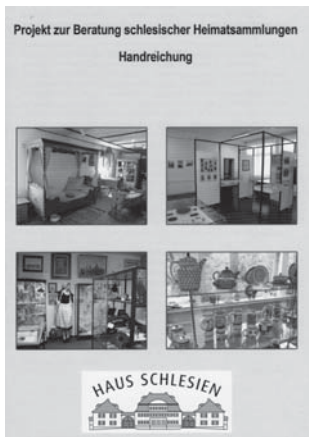
Die Projektmitarbeiterin Dorothee Herbert stellte in ihrem Vortrag „Offensive Öffentlichkeitsarbeit und Kontakt zu den Kommunen“ nachahmenswerte Beispiele aus der Praxis vor. Veranstaltungen und werbewirksame Maßnahmen können die Wahrnehmung der Sammlungen in der Öffentlichkeit vergrößern und neue Besuchergruppen anziehen. Auch die Vorträge rund um den Einsatz neuer Medien in den schlesischen Heimatsammlungen weckten die Aufmerksamkeit der Anwesenden. Margarete Polok, Bibliothekarin am Gerhart-Hauptmann-Haus, Düsseldorf, informierte die Tagungsteilnehmer über die Anwendungsmöglichkeiten der Museumsoftware „Adlib“, ein günstiges und einfaches Inventarisierungsprogramm. Leo Schiller, langjähriger Leiter der Heimatstube Patschkau im Stadtmuseum Einbeck, berichtete über den Einsatz verschiedener Techniken wie Video und Hörstation. Die Teilnehmer erhielten viele neue Anregungen und praktische Hilfestellungen für ihre speziellen Anliegen und eventuellen Projekte in den jeweiligen schlesischen Heimatsammlungen.

Weitere Vortragende widmeten sich den wichtigen Themen Rettungsschirm für Hei-

matsammlungen (Hans-Wolfgang Pietsch, Arbeitskreis Vertriebene in der Oldenburger Landschaft), Leihverträge, Schenkungen und Wertermittlung von Exponaten (Silke Findeisen, Bibliothek und Archiv Haus Schlesien), Übernahme einer Sammlung in das Haus Schlesien am konkreten Beispiel der Riesengebirgsheimatstube Hagen (Dorothee Herbert, Projekt Beratung schlesischer Heimatsammlungen, Haus Schlesien) und grenzenlose Zusammenarbeit: deutsche und polnische Institutionen, Museen und andere kulturelle Partner in Kontakt und Austausch (Dr. des. Maximilian Eiden, Kulturreferent für Schlesien am Schlesischen Museum Görlitz). Auch bei dieser Tagung kamen die rechtlichen Fragen nicht zu kurz. Die Fachanwälte Prof. Dr. Jochen Dieckmann und Klaus Gladischewski präsentierten rechtliche Regelungen, die bei der Übergabe einer Heimatsammlung an Kommunen, Museen oder Archive berücksichtigt werden müssen.

Handreichung zum Projekt

Im Dokumentations- und Informationszentrum für schlesische Landeskunde Haus Schlesien ist im Jahre 2010 eine Projektstelle zur Unterstützung der rund 70 schlesischen Heimatsammlungen eingerichtet worden. Inzwischen haben in Königswinter-Heisterbacherrott drei Tagungen stattgefunden, die den Betreibern der Sammlungen vielfältige Information und Hilfestellung bei der Inventarisierung, Archivierung und Präsentation geboten haben. Vor kurzem ist eine ergänzende Handreichung zur Beratung schlesischer Heimatsammlungen veröffentlicht worden, die wie übrigens auch die Veranstaltungen vom Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien (BKM) gefördert wurde. Die Betreiber der Heimatsammlungen bekommen mit der Publikation ein Instrument an die Hand, das ihnen hilft,



das gesammelte Kulturgut auch weiterhin am jetzigen Standort zu bewahren.

In der 40seitigen illustrierten Broschüre informieren die langjährigen Mitarbeiterinnen von Haus Schlesien, Silke Findeisen und Alexandra Marquetant, die Betreuerinnen und Betreuer der Heimatsammlungen über die sach- und fachgerechte Verwaltung, Bewahrung und Präsentation von Museumsgut. Dorothee Herbert wiederum, die am Haus Schlesien als wissenschaftliche Projektmitarbeiterin in Sachen Heimatsammlungen tätig ist, stellt anhand von praktischen Beispielen Wege vor, wie moderne Formen der Öffentlichkeitsarbeit genutzt werden können.

Cornelia Eisler, die am Bundesinstitut für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa in Oldenburg das Projekt zur Dokumentation der Heimatsammlungen in Deutschland bearbeitet, zeigt in der Broschüre den aktuellen Stand der Aktivitäten des Bundesinstituts und der Länder zur Unterstützung der Heimatstuben auf. Daraus wird ersichtlich, daß in einer bundesweiten Datenbank bereits mehr als 500 Heimatsammlungen eingetragen sind und daß im Internet Informationsseiten über Hilfsmaßnahmen bezüglich der Heimatstuben eingerichtet sind. „Die Erhebungen im Rahmen des länderübergreifenden Dokumentationsprojektes haben ergeben, dass es einerseits dringend notwendig ist, museale Unterstützung bereitzuhalten, aber dass andererseits ein Großteil der Bestände in den Heimatstuben archivalischer Art ist und die Erhaltungsmaßnahmen und Regelungen diesbezüglich möglicherweise einer weitaus größeren Aufmerksamkeit bedürfen als die der Musealien.“

Die praktische Orientierungshilfe enthält auch eine Liste mit Adressen von Verbänden und Institutionen, die für die Arbeit der Heimatstubenbetreuer nützlich sein können.

Dieter Göllner (KK)

Bernd Neumann 70

Die Aufgabe des Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien, kurzgefaßt Kulturstaatsminister, ist eine der schöneren, die im Bundeskanzleramt zu vergeben sind. Bernd Neumann hat freilich auch selbst dazu beigetragen. Selbstverständlich war das alles nicht. Neumann wuchs als Flüchtlingskind auf einem Bauernhof in der Lüneburger Heide auf. Abitur, Wehrdienst, Studium der Pädagogik, einige Jahre Tätigkeit als Lehrer in Bremen.

1962 trat Neumann der CDU bei. Auf klassische Weise stieg er auf und wurde 1979 Lan-

desvorsitzender der CDU in Bremen. 1987 wurde er in den Bundestag gewählt. Nach der Bundestagswahl 1990 war er, bis zum Ende der Regierungszeit Kohls 1998, Parlamentarischer Staatssekretär der jeweiligen Forschungsminister. Stets kümmerte er sich auch um Fragen der Kultur- und der Medienpolitik. Auch Sozialdemokraten würdigten, daß er 2005 von Angela Merkel als Kulturstaatsminister ins Kanzleramt geholt wurde. Am Dreikönigstag vor 70 Jahren wurde Neumann in Elbing/Westpreußen geboren. (KK)

Bücher, Medien, Veranstaltungen

Verbrechen, alphabetisch
geordnet

Lexikon der Vertreibungen. Deportation, Zwangsaussiedlung und ethnische Säuberung im Europa des 20. Jahrhunderts. Hg.: Detlef Brandes, Holm Sundhausen, Stefan Troebst in Verbindung mit Kristina Kaiserová, Krzysztof Ruchniewicz und Dmytro Myeshkov. Böhlau-Verlag, Wien – Köln – Weimar 2010, 800 Seiten, 99 Euro

Dieses voluminöse Werk wurde von fast 130 Fachleuten erarbeitet und geht auf einen Vorschlag des Historikers Holm Sundhausen (FU Berlin) zurück. Auf rund 750 Seiten Text werden Stichworte von „Ägypter“ (ethnische Minderheit im Kosovo) über „Finnen, Magyaren, Sudetendeutsche, Tschechoslowakei ...“ bis Zwangsassimilation in unterschiedlicher Länge behandelt, jeweils mit zusätzlichen bibliographischen Angaben. Es werden sowohl Deportationen in der Sowjetunion, unter der NS-Herrschaft sowie die Nachkriegsvertreibungen durch nationalistische Regime – vor allem der Deutschen aus den Ostgebieten – als auch die Vorgänge während der Jugoslawienkriege bis in die jüngste Vergangenheit dokumentiert.

Zweifellos wird auch der zeitgeschichtlich und politisch unterrichtete Leser viele neue erschütternde Tatsachen über das „Jahrhundert der Vertreibungen“ und die vielen von diesen Verbrechen betroffenen Volksgruppen und Völker erfahren, auch über maßgeblich verantwortliche Politiker und Apparatschiks von Stalin, Hitler, Benes, Churchill, Gomulka, Tito bis zu Milosevic und Karadzic. Überaus differenziert werden die Leiden der

Völker der Sowjetunion, des Baltikums und Südosteuropas geschildert.

Im folgenden beschränke ich mich auf Anmerkungen zu der sudetendeutschen Tragödie und den tschechoslowakischen Aktionen, die von deutschen und tschechischen Verfassern beige-steuert wurden, ohne den Anspruch auf eine vollständige Rezension.

Da gibt es einen schwachen Beitrag unter dem Stichwort „Aussiger Brücke“, gemeint ist das Massaker von Aussig im Jahre 1945. Die Opferzahlen sind nach allen bisherigen Untersuchungen hier viel zu gering angegeben. Es fehlt auch die von schwerwiegenden Indizien gestützte Schlußfolgerung, daß dieses Massaker ein Staatsverbrechen mit kaschierter Mitwirkung der Benes-Regierung gewesen ist. Die Darstellung des „Brünner Todesmarsches“ erscheint demgegenüber fundierter.

Eine ganze Reihe von Beiträgen zum Themenbereich „Sudetendeutsche“ und Tschechoslowakei stammt von Detlef Brandes, emeritierter Professor der Düsseldorfer Heinrich-Heine-Universität. Da ist neben Zustimmung auch Kritik zu äußern. Den Sudetendeutschen wurde durch ein Benes-Dekret die Staatsbürgerschaft aberkannt. Brandes übersieht, daß sie seit 1938 deutsche Staatsangehörige auf deutschem Staatsgebiet waren und die CSR kein Recht hatte, Bürger eines anderen Staates zu vertreiben. Falsch ist auch seine Behauptung, daß die „Zwangsaussiedlung“ in den Dekreten nicht erwähnt wird. Sie erscheint im Dekret Nr. 137 (betr. die Internierung) unter § 2 in den Worten: „Zum Zwecke ihrer späteren Abschiebung“.

Irritierend für den deutschen Leser ist die vorrangige Verwendung von tschechischen

Ortsnamen durch Kristina Kaiserová, wenn von Denkmälern für ermordete Sudetendeutsche die Rede ist, so im Falle von Postelberg, Haida oder Wekelsdorf. Gleiches gilt auch für unübersetzte Literaturangaben am Ende des Beitrags und bei Brandes.

Dessen Artikel über die Tschechoslowakei seit ihrer Ausrufung im Jahre 1918 enthält keine konkreten Zahlen zu den verschiedenen Nationalitäten, keinen Hinweis auf den gewaltlosen sudetendeutschen Protest und die Gewaltaktion des tschechisch-slowakischen Militärs am 4. März 1919, ebensowenig eine Erwähnung der Diskriminierung der Deutschen in den böhmischen Ländern. Die eigentliche Vertreibungsgeschichte dagegen wird objektiv und deutlich beschrieben, dies trifft auch auf den Beitrag über den Minister Ludvik Svoboda zu, einen der tschechischen Vertreibungsverbrecher.

Das Lexikon behandelt auch die Themen Lastenausgleich, Vertriebenenorganisationen, wichtige Begriffe zu Flucht, Vertreibung und Aussiedlung, wichtige Einrichtungen und Verträge. So wird auch die in Berlin errichtete Stiftung Flucht, Vertreibung, Versöhnung erwähnt, auch die Sudetendeutsche Landsmannschaft, deren Vertretungsberechtigung jedoch bezweifelt wird. Erika Steinbachs Zentrum gegen Vertreibungen und seine bisherige Entwicklung fand Aufnahme, ohne daß dabei Westerwelles Husarenritt erwähnt würde.

Wenn auch diese kritischen Anmerkungen zum „Lexikon der Vertreibungen“ notwendig sind, so stellt diese Veröffentlichung doch eine wichtige Zusammenfassung der Gesamtproblematik aus historischer und soziologischer Sicht dar. Die politische und rechtliche Bewertung dieser Katastrophen müßte jedoch tiefgründiger von kompetenten Sachkennern vorgenommen werden.

Immerhin zeigen sich in der Zuerkennung des Rückkehrrechts (Vertrag von Dayton) in russischen Dekreten und in den Verurteilungen von Vertreibungsverbrechen etc. die

längst fälligen Einsichten, daß es sich bei Vertreibungen um Grundprobleme der Menschheit handelt.

Rüdiger Goldmann (KK)

Vertriebene als „Europäer“ avant la lettre

Karlheinz Lau: Deutschlands historischer Osten. Curanus-Verlag, Stahnsdorf 2011

In diesem Buch hat Karlheinz Lau wichtige Beiträge verschiedenster Art über den ehemaligen deutschen Osten, einen großen Teil Deutschlands, zusammengetragen. Die Einführung „Wo liegt Ostdeutschland?“ ist klar und verständlich abgefaßt. Sie erklärt den Unterschied zwischen der DDR, die von vielen Deutschen Ostdeutschland genannt wurde, und dem eigentlichen deutschen Osten, der seit 1990 anerkannt zum Territorium der Polen und Russen gehört.

In seinen Beiträgen bedauert Lau, daß die Problematik der Vertreibung der Deutschen aus den östlichen Gebieten Deutschlands vom deutschen Volk auf die Vertriebenen reduziert worden ist, eine große Nachlässigkeit Westdeutschlands. Die DDR hatte die Grenzziehung bereits 1950 in Görlitz anerkannt. Die über 800jährige Geschichte und Kultur des deutschen Ostens, ein Bestandteil Deutschlands, ist das gemeinsame Erbe aller Deutschen.

Die deutsch-polnische Schulbuchkonferenz, der Karlheinz Lau angehört, versucht seit Jahren, Schulbücher für beide Länder zu erstellen, die das Geschehen während des und nach dem Zweiten Weltkrieg objektiv von beiden Seiten darstellen. Die Unternehmung gestaltete sich sehr schwierig, weil der Begriff Vertreibung von Polen und Deutschen unterschiedlich ausgelegt wird. Die Polen sprechen von Aussiedlung, die Deutschen von Vertreibung. In den deutschen

Geschichtsbüchern wiederum wird die Verreibung von mehr als zehn Millionen Deutschen verschwiegen, in der DDR wurde sie gar tabuisiert. Die Polen jedoch sprechen über diese Vorgänge.

Lau erklärt sachlich und objektiv den Standpunkt und die Arbeit des BdV und der Landsmannschaften. Er verweist auf die Charta der Heimatvertriebenen von 1950, die von Versöhnung spricht und der Rache abschwört. Er verweist auf das Grundgesetz, mit dessen Hilfe viele Dinge besser hätten geregelt werden können. Wichtig war und ist der Paragraph 96 des Bundesvertriebenen- und -flüchtlingsgesetzes, der die Arbeit der Vertriebenen und ihre Beziehungen zu ihren Heimatländern auf kulturellem Gebiet fördert.

Die wahren Brücken- und Friedensbauer waren und sind die Vertriebenen. Sie haben die ersten Kontakte zu den heutigen Bewohnern ihrer Heimat geknüpft. Die Politik konnte darauf aufbauen. Leider hatten und haben Schulen, Universitäten, Politik, Medien und andere Gruppierungen in Westdeutschland nach dem Zweiten Weltkrieg kaum Interesse an Deutschlands ehemaligen Ostgebieten und den Landsleuten, die von dort vertrieben wurden, gezeigt.

Die vielen hier zusammengetragenen Beiträge von Karlheinz Lau über den schmerzlichen Verlust der über acht Jahrhunderte alten deutschen Kulturlandschaft im Osten Deutschlands geben Anlaß zum Nachdenken zumal über die Wissensvermittlung an junge Menschen. Nur sie können dieses Wissen weitertragen und damit die Erinnerung an ein großes Stück deutscher Kultur erhalten helfen.

Das Buch eignet sich besonders gut für Lehrer, die durch die vielfältigen Informationen einen weiten Rahmen erhalten und dazu angeregt werden, tiefer in die deutsche Geschichte einzutauchen.

Babette von Sass (KK)

„Wie ich, dem man auch nicht viel ansieht“

Dietmar Scholz: Schritt aus dem Tag. Erzählung. Beurenia-Verlag, Beuren 2011

„Heute also bin ich zum ersten Mal wieder in dieser Stadt. Seit sieben Jahren sitze ich erstmals in diesem Lokal. Einem äußerlich wenig veränderten Lokal. Aber vielleicht täuscht das. Wie ich, dem man auch nicht viel ansieht.“

Mit diesen Zeilen resümiert der Ich-Erzähler, eine verhinderte Künstlerexistenz Mitte dreißig, seine aktuelle Situation sowie den zurückliegenden Lebensabschnitt seit Ende der 1950er Jahre. Sein derzeitiges Dienstgeschäft als Bausparkassenvertreter führt ihn eines Tages an den Ort, wo er früher zu Hause gewesen ist. Für seine vereinbarten Termine ist es zu früh. Das erlaubt ihm einen Gang durch die Straßen. Begegnungen ergeben sich mit einstigen Bekannten und Freunden, mit bestimmten Häusern. Zufällig, bei einem Dienstbesuch, stößt er auf sein eigenes Lieblingsgemälde aus den Tagen erster Erfolge als Maler.

All das ruft in ihm Erinnerungen wach und läßt in den etwa sechs Stunden der eigentlichen Handlung ein dichtes Panorama der Vergangenheit erstehen. Eng mit der chronologisch erzählten äußeren Handlung verwoben, entsteht in den organisch eingepaßten Rückblenden ein engmaschiges Geflecht vergegenwärtigter Erfahrungen, die den Leser wesentliche Zusammenhänge erst im Laufe der Erzählung verstehen lassen.

Albert Gnädinger (KK)

Literatur und Kunst

„... so werden wir gewesen sein“

Wie aus einem Guß, hofft zage der Eichendorff-Preisträger Jörg Bernig und mit ihm der Wangener Kreis

Die Wangener Gespräche in der schwäbischen Stadt im Allgäu haben zu Recht einen guten Namen: Sie möchten Altes, das gut und bedenkenswert ist, bewahren und über Künftiges nachsinnen. Daher kann man derartige Gespräche immer wieder neu aus der Taufe heben.

Die Vorsitzende des Wangener Kreises, Monika Taubitz, eröffnete die 61. Gespräche mit einer Ausstellung von Zeichnungen des Künstlers Diether Fr. Domes, die „entstehen, wenn sich der Tag dem Ende neigt und das Licht angeschaltet wird“. Domes, der aus dem Sudetenland stammt und heute in Langenargen am Bodensee lebt, wurde vor allem mit seinen farbigen Kirchenfenstern bekannt. Er war mit dem aus dem heimatischen Altvatergebirge stammenden Landsmann Hanns Cibulka befreundet, der zu den meistgelesenen Schriftstellern der DDR gehörte und dem Günter Gerstmann in seinem Vortrag unter dem Titel „Ich habe nichts als das Wort“ die Aktualität seiner dichterischen Botschaft bescheinigte. „Hanns Cibulka hat geholfen, eine Atmosphäre sozialer und kultureller Verantwortung bilden helfen, wofür er als ein Jahrhundertzeuge bezeichnet wurde.“ Über das künstlerische Werk von Domes schrieb Cibulka einen der schönsten Texte!

Diese Wangener Gespräche waren dem Thema „Erinnerungsliteratur“ gewidmet und warfen die Frage auf: Woher kommen die Erinnerungen? Sie müssen doch irgendwo

ein Zuhause haben, ehe sie wieder Gedanken werden.

In seinem Referat erinnerte Dr. Ulrich Schmielewski (Würzburg) an das Genre, das schon weitgehend in Vergessenheit geraten ist, so die von Angehörigen des schlesischen Adels verfaßten Memoiren. Nach der Vertreibung war ihre Welt ausgelöscht: „Das Alte ist endgültig vorbei, aber es bleibt die Sehnsucht.“ Das Erleiden und Bewältigen ist das Thema der Bücher von Dagmar von Mutius, aus denen gelesen wurde. Die Schriftstellerin Maria Frisé (Bad Homburg) las aus ihrem Werk „Die Reise nach Woskowice“, schließlich stellte Monika Taubitz ihr neues Buch „Winteralbum“ vor, aus dem sie einen Text über das Wiedersehen mit ihrer schlesischen Heimat nach der Austreibung vortrug. Joseph von Eichendorff widmete Johann J. Claßen (Arnsberg) und Bernd Spring (Merseburg) Beiträge.

Über seine Begegnung mit Schlesien berichtete der polnische Wissenschaftler Dr. Gregorz Supady (Universität Olsztyn / Allenstein), und der Literaturwissenschaftler Professor Dr. Pawel Zimniak (Universität Zielona Gora / Grünberg) reflektierte über einen Text von Monika Taubitz. „Die Sprache“, so der polnische Wissenschaftler, „formt sich dabei an der Naturwelt... Überhaupt bedeutet Niederschlesien ein poetische Empfindungsmaterial, das Identifikationsmöglichkeiten anbietet.“ Die polnische Wissenschaftlerin Dr. Arietta Szmorhun (Univer-

sität Grünberg) stellte mit ihrem Vortrag „Lilith. Eine Metamorphose“ Dagmar Nicks biblisch narrative Geschlechtsinszenierungen vor.

Auf der Mitgliederversammlung erklärten Monika Taubitz als erste und Anne Wachter als zweite Vorsitzende des Wangener Kreises ihren Rücktritt, um sich stärker als bisher ihren eigenen literarischen Vorhaben widmen zu können. Ihre Nachfolge trat die Schriftstellerin Stefanie Kemper (Maierhöfen / Allgäu) an, die sich mit einigen Gedichten aus ihrem neuen Buch „Orte“ vorstellte.

Die 61. Wangener Gespräche klangen aus mit der Verleihung des Eichendorff-Literaturpreises an den Schriftsteller Dr. Jörg Bernig, den nach dem Wortlaut der Jury als preiswürdig ausweist, daß er „souverän moderne Erzähltechniken wie Zeitschnitt oder Perspektivwechsel beherrscht, ohne modisch zu sein“.

Bernig wurde als Sohn einer aus Böhmen stammenden Familie 1964 in Wurzen geboren, arbeitete einige Zeit als Bergmann, absolvierte dann das Abitur und studierte von 1985 bis 1990 Deutsch und Englisch an der Universität Leipzig. Nach dem Zusammen-

bruch der DDR war er als Lehrer in Schottland tätig und mit einigen Lehr- und Forschungsaufgaben betraut. An der Freien Universität Berlin promovierte er über Stalingrad im deutschsprachigen Roman nach 1945, von 1997 bis 1999 war er Redakteur an der Literaturzeitschrift „Ostragehege“. Hinzu kam die Mitarbeit an entsprechenden Projekten der TU Dresden. Seine Veröffentlichungen begleiteten zahlreiche Autorenlesungen im In- und Ausland.

Zu seiner schriftstellerischen Tätigkeit erklärte Bernig: „Ich habe spät mit dem Schreiben begonnen, weil ich erst zu meiner Sprache finden mußte. Was für mich das literarische Schreiben einzigartig und an manchen Tagen berauschend macht, ist die Freiheit des Erfindens, die Formung und, was besonders bei Gedichten deutlich wird, der Klang, die Nähe zur Musik.“

Die Laudatorin Dr. Barbara von Wulffen wies denn auch mit Blick auf Bernigs Lyrik auf den „rhythmischen Sog“ hin. „... der Rhythmus trägt weit. Zeit ist das Grundthema dieser Lyrik“. Der Titel „wüten gegen die stunden“ deutet es an.

Das Gedicht hat eine „so bezwingende Be-



Freude muß nicht freudig strahlen: (v. l.) Eichendorff-Preisträger Jörg Bernig, Laudatorin Barbara von Wulffen, Ulrich Schmilewski

Bild: Johannes Rasim



Dieter Fr. Domes: Saale Bild: Künstlergilde

wegung, daß es ins Schwingen gerät, ins Kreisen eingefangen“. Es gelte, mit diesen nicht immer einfachen und nicht rasch sich erschließenden Gedichten Bernigs Geduld zu üben, um die immer konkreten Bilder zu erkennen.

Die sächsische Heimat des Autors aus einer nordböhmischen Familie ist stets präsent. Aber der von Dresden hinunter nach Meißen strömende Fluß ist vor allem ein Weg hinauf in Richtung Prag: Die Elbe ist die „böhmische liebste (...) sie ist die treueste von allen / geht immer bleibt nie“, und „am abend wühlen die kähne vom meer sich heimwärts / nach Böhmen“. Von jenem ferngerückten Heimatland hat der Gablonzer Großvater seinem Enkel Jörg so viel erzählt, daß dieser im Jahr 2000 seinen mit dem Förderpreis zum Friedrich-Hölderlin-Preis prämierten Roman „Dahinter die Stille“ schreiben konnte, eine bewegende Ge-

schichte aus den Vertreibungsmonaten des Jahres 1945. Das tiefsinnige Zeitgedicht „im lot“ sagt, „die zeit schwebt schwalbenhoch (...) sie hält ein pendel und wir hängen am ende der schnur schwingen über der tiefe / nichts stört die stille / (...) wir schwingen aus am pendel der zeit wir sind das lot“.

Der Geologe, so die Laudatorin, konstatiert die „Schicksalsverbundenheit mancher Minerale“ in ihrer geologischen Struktur. „Das-selbe erkennt Bernig in der Geschichte und spürt es in der Grammatik auf: Präsens und Perfekt sowie Imperfekt und Plusquamperfekt sind bekanntlich aufeinander bezogen ... und das Futur exakt gilt einer erst noch bevorstehenden Vergangenheit.“ Das „Futur“ in einem Gedicht endet mit der merkwürdigen Hoffnung, „intakt und ganz und wie aus einem Guß so werden wir gewesen sein“.

Aus dem „Futur II“ gewinnt Jörg Bernig seine Argumente gegen platten Fortschritts-glauben. Man solle aufhören, die Vergangenheit um einer angeblich besseren Zukunft willen zu verdrängen. Dafür liefert Jörg Bernig in seinem Roman „Niemandszeit“ die Feststellung, „daß Vergangenheit niemals zu bewältigen ist, weil ihre Schmerzesspur durch jede Gegenwart in die Zukunft führt“. Auch in seinen brillanten Essays, erschienen unter dem Titel „Der Gablonzer Glasknopf“, geht Bernig „schwärenden Schmerzesspuren“ in Europa nach.

Jörg Bernig dankte bewegt für ehrenvolle Auszeichnung und wies auf den Literaturwissenschaftler Wolfgang Frühwald hin, der von der „Langeweile des Glücks... im Abendschein eines zu Ende gehende Zeitalters“ spricht, in das Eichendorff hineingeboren worden sei. Technische Innovationen haben damals rasante industrielle Entwicklungen bedingt, gleichzeitig aber wurde der Mensch als einzelner in den Hintergrund gedrängt, Masse und Vermassung waren die Folgeerscheinungen, und die bis dahin gelebten Beziehungen mündeten in den Strom der Entfremdung, in dem wir immer noch nach Kräften schwimmen oder ermattet treiben.

Wir können von Eichendorff nicht nur Skepsis gegenüber einer blindgläubigen progressivistischen Rationalität lernen, sondern auch Sinn für das Vergängliche. Dieser Sinn, so Jörg Bernig, ist gerade das, was der „Zeitgeist“, gleich wann, gleich welcher, nicht hat. Dieser Sinn hält nicht starr und stur an

etwas fest. Er besteht vielmehr auf dem Eingeständnis unserer Verletzlichkeit, dem Anerkennen unserer Grenzen und unserer Zeitlichkeit. Er besteht auf dem einzelnen und dessen Gefährdung, ist damit zutiefst menschlich und genau das, was wir auch heute benötigen.

Günter Gerstmann (KK)

Mit dem Pinsel Ursprüngliches ertasten

Ausstellungen und Vorhaben des Kulturzentrums Ostpreußen

Ein umfangreiches Ausstellungs- und Veranstaltungsprogramm hat das Kulturzentrum Ostpreußen im Deutschordensschloß in Ellingen für das kommende Jahr vorbereitet. Die erste Ausstellung mit dem Titel „Richard Birnstengel & Georg Gelbke – Ostseebilder von Darß und Nehrung“ wur-

de jetzt eröffnet. Sie zeigt zahlreiche Werke der beiden aus Sachsen stammenden Maler.

Der 1881 in Dresden geborene Birnstengel sowie der ein Jahr jüngere, in Rochlitz geborene Gelbke lernten sich beim Studium an der Kunstakademie in Dresden kennen. Sie



*Monumente in
ständiger
Bewegung:
Georg Gelbke,
Dünen*
Bilder aus der
Ausstellung



*Monumentaler
Alltag: Richard
Birnstengel,
Fischer bei der
Bootsreparatur*

hatten viele Gemeinsamkeiten und unternahm Studienreisen nach Böhmen, Paris, Korsika und Dalmatien. Sie hatten ihre Ateliers in Dresden und unterrichteten die Töchter eines Dresdner Gutsverwalters in der Malkunst, mit der Folge, daß jeder von ihnen eine der Töchter heiratete. Birnstengel zog es 1930 an die Kurische Nehrung, wo er in Nidden ein Haus erwarb. Gelbke besuchte ihn dort mehrmals. Gemeinsam schufen sie Gemälde, die sich in der Thematik ähneln. Dies wird in der in Ellingen eröffneten Ausstellung deutlich.

In den Maltechniken Aquarell, Kohle und Öl auf Leinwand werden Menschen und Landschaften in Ostpreußen dargestellt. So sind zahlreiche ausdrucksvolle Landschaftsbilder in kräftigen Farben zu sehen. Diese lassen Blicke auf den ostpreußischen Himmel am Wasser offen, zeigen die Gewalt des Windes über den Dünenlandschaften und in den Wäldern und geben einen Einblick in die mühevollen Arbeit der Fischer und Bootsbauer. Zudem sind ausdrucksvolle Porträts zu sehen.

Die Ausstellung mit vielen Werken aus Privatbesitz ist durch zahlreiche Leihgaben aus dem Kulturhistorischen Museum der Hansestadt Stralsund ergänzt, das einen großen Teil des bis zu seinem Tod 1968 in Sassnitz, auf Usedom und auf dem Darß wirkenden Malers Richard Birnstengel besitzt. In dessen Bestand befinden sich aber auch Gemälde des bereits 1947 verstorbenen Georg Gelbke. Daneben zeigt die Ausstellung in Ellingen Malutensilien, Skizzenbücher und Karikaturen der beiden mit Ostpreußen verbundenen Künstler.

Die Ausstellung wird im Kulturzentrum Ostpreußen bis zum 25. März zu sehen sein.

In der Zeit vom 31. März bis zum 22. Juli folgt unter dem Titel „Das Ermland – ein Vogelparadies“ ein Überblick über die dortige Vogelwelt, den der Fotograf Andrzej Waszczuk zusammengestellt hat. Nach den Fotografien veranschaulicht vom 28. Juli bis zum 2. Dezember eine Sonderausstellung mit dem Titel „Zoppot – Cranz – Rigaer Strand“ die Ostseebäder im 19. und 20. Jahrhundert. Zudem wird bis Ende März die be-

reits laufende Kabinettausstellung über den ostpreußischen Naturschriftsteller Walter von Sanden gezeigt. Im April folgt zum 125. Geburtstag des Schriftstellers Ernst Wiechert die Schau „Auf der Suche nach dem einfachen Leben“, und ab Oktober werden „Fotografien um die Jahrhundertwende“ zu sehen sein, die Hermann Ventzke mit der Plattenkamera aufgenommen hat.

Vom Kulturzentrum Ostpreußen werden weiterhin die Dauerausstellungen in den ostpreußischen Städten Stuhm, Saalfeld, Preußisch Holland, Lyck und Lötzen betreut, ebenso wie der Ostpreußenraum im Altvaterturm auf dem Wetzstein im Thüringer Wald. Die Wanderausstellungen „Historische Landkarten“ und „Der Deutsche Orden“ sind 2012 in den Städten Stolp und Köslin zu sehen. (KK)

Fachmann für Fachwerk

Zeichnungen von Ludwig Löwe im Haus Schlesien

Wenn von den Besonderheiten schlesischer Holzbauten wie etwa Weber- und Bauernhäuser oder Kirchen aus den schlesischen Gebirgs- und Vorgebirgsregionen die Rede ist, kommt auf jeden Fall das Buch des städtischen Baurats Ludwig Löwe (1901 London – 1980 Freilassing) zur Sprache. Der im Jahre 1969 in Düsseldorf im Werner-Verlag erschienene Band „Schlesische Holzbauten“ ist zwar vergriffen, kann jedoch noch antiquarisch im Haus Schlesien erworben werden.

Das Buch liegt der Sonderausstellung zugrunde, die in Königswinter-Heisterbacherrott bis zum 19. Februar 2012 geöffnet ist. Bei der Betrachtung der Zeichnungen ist festzustellen, daß Hofbauten aus dem Riesengebirge, Kobelhäuser aus dem Kreis Hirschberg, eine evangelische Dorfkirche aus dem Kreis Hoyerswerda oder die seit 2001 zum Weltkulturerbe zählenden Friedenskirchen in Schweidnitz und Jauer trotz der Detailunterschiede in der Bauweise erkennbare Parallelen aufweisen.

Ludwig Löwe studierte an der Technischen Hochschule in Berlin Architektur und schloß seine Ausbildung zum Regierungsbaumeister bei der Preußischen Bau- und Finanzdirektion ab. Er erhielt im Jahre 1930 die Schinkelplakette des Architektur- und

Ingenieurvereins in Berlin für den Entwurf einer Kuranlage. Er war im Vorstand des Preußischen Staatshochbauamtes in Hirschberg tätig und u. a. für Denkmalschutz zuständig.

Löwe hat sich bereits seit dem Ende der 1930er Jahre mit der Dokumentation der Holzbauweise in Schlesien auseinandergesetzt. Während seiner Dienstzeit stellte er fest, daß den mit Holz gebauten Weber- und Bauernhäusern in den schlesischen Gebirgs- und Vorgebirgsregionen aus denkmalpflegerischer Sicht kaum Aufmerksamkeit geschenkt wurde. Um dem entgegenzuwirken, fotografierte er die interessantesten Bauten und fertigte Zeichnungen an.

Ab 1939 war Löwe als Regierungsbaurat für denkmalpflegerische Baumaßnahmen zuständig und betreute die Restaurierung zahlreicher Bauwerke rund um Hirschberg. So hatte er ausreichend Gelegenheit, Bauern- und Weberhäuser, aber auch Betkirchen und Bauten in Grüssau, Landeshut, Liebental, Löwenberg und Hirschberg zu dokumentieren. Sein Vorhaben, eine Publikation über die Holzbauten der Region zu veröffentlichen, konnte Löwe kriegsbedingt zu jenem Zeitpunkt nicht realisieren. Erst viele Jahre später, nachdem er mit seiner aus Hirschberg vertriebenen Familie in Bayern und später in



Traulich, doch vor allem vertrauenswürdig: Ludwig Löwe, Bauerngehöft Stuhlseifen

Bild aus der Ausstellung

Köln ansässig wurde, nahm er die Idee des Buches wieder auf. Da bis auf wenige Zeichnungen und Fotografien, die Löwes Ehefrau mit auf die Flucht nehmen konnte, das vor dem Krieg gesammelte Material verlorengegangen ist, fertigte der Ruheständler Studien nach historischen Fotografien.

Eine Auswahl dieser insgesamt rund 150 Zeichnungen schlesischer Holzbauten sind im Eichendorffsaal von Königswinter zu sehen. Löwe differenzierte in seiner Arbeit vier Regionen: das Glatzer Land, den Landeshuter Kamm und das Waldenburger Bergland, das Bobertal und schließlich das Neißetal.

Jede Landschaft in der Ausstellung ist mit typischen Bauten vertreten. So herrscht in der Grafschaft Glatz die Schrotholzbauweise vor, während in den westlicher gelegenen Regionen des Waldenburger Berglandes und des Riesengebirges Fachwerkhäuser überwiegen. Eine Mischform beider Bauweisen stellt das Umgebindehaus dar, das im Neißetal eine ganz eigene Gestaltung zeigt. Berücksichtigung finden auch die im Riesengebirge verbreiteten Bethauskirchen in Fachwerkbauweise aus der friderizianischen Zeit.

(KK)

„Umbra vitae“

Zum 100. Todestag von Georg Heym

Der schlesische Dichter Georg Heym (1887–1912), dessen 100. Todestags am 16. Januar gedacht wird, war neben Gottfried Benn, Georg Trakl und Ernst Stadler eine hoffnungsvolle Begabung des lyrischen Expressionismus vor dem Ersten Weltkrieg. Während der Arzt Gottfried Benn beide Weltkriege erlebte und nach 1945, nachdem die

Bände „Statische Gedichte“ und „Trunkene Flut“ erschienen waren, beispiellosen Ruhm ernten konnte, starben die drei anderen Dichter, bevor ihr lyrisches Werk ausgereift war. Der im elsässischen Colmar geborene Ernst Stadler fiel zu Beginn des Ersten Weltkriegs bei Ypern in Flandern, der aus dem katholischen Salzburg stammende Protestant Ge-

org Trakl, der an der Front in Galizien als Militärarzt eingesetzt war, nahm sich das Leben in Krakau. Georg Heym aber erlitt einen Unfalltod: Er ertrank am 16. Januar 1912 mit seinem Dichterfreund Ernst Balcke beim Schlittschuhlaufen in der Havel.

Georg Heym wurde am 30. Oktober 1887 in Hirschberg am Riesengebirge geboren, wo sein Vater Hermann Heym Staatsanwalt war. Dort besuchte er die Volksschule und dann das Gymnasium in der alten Bischofsstadt Gnesen und in Posen. Im Oktober 1900 wechselte Georg Heym an das Joachimthalsche Gymnasium in Berlin-Wilmersdorf, wo er allerdings nicht in die Oberprima versetzt wurde. Das Abitur machte er dann am Friedrich-Wilhelm-Gymnasium in Neuruppin/Mark, dem Geburtsort Theodor Fontanes. In Würzburg nahm er das Jura-Studium auf, wechselte nach Berlin an die Friedrich-Wilhelms-Universität und bestand dort 1911 die Erste Juristische Staatsprüfung. Im selben Jahr erschien sein erster Gedichtband „Der ewige Tag“. Seine juristische

Hausarbeit trug den Titel „Die Reform der Städteordnung durch den Freiherrn vom Stein 1808“.

Zwei Versuche, den juristischen Vorbereitungsdienst in Lichterfelde bei Berlin und in Wusterhausen an der Dosse/Prignitz aufzunehmen, scheiterten; seine an der Universität Würzburg eingereichte Dissertation wurde am 7. Oktober 1911 als unzureichend verworfen. Sein Wunsch, die Offizierslaufbahn einzuschlagen und ins Elsässische Infanterieregiment in Metz einzutreten, ging nicht in Erfüllung. Im bürgerlichen Leben jedenfalls war er gescheitert. Schon am 29. November 1910 hatte er in seinem Tagebuch vermerkt: „Meine Natur sitzt wie in der Zwangsjacke. Ich platze schon in allen Gehirnnähten ... Und nun muß ich mich vollstopfen wie eine alte Sau auf der Mast mit der Juristerei, es ist zum Kotzen.“

Daß der gescheiterte Jurist Georg Heym auch noch eine Existenz als Dichter führte, war nur wenigen Freunden bekannt, etwa Ernst Balcke, mit dem ihn eine Dichterefreundschaft verband, und den Mitgliedern des 1909 in Berlin von Ernst Hiller gegründeten „Neuen Clubs“, wie Ernst Blass oder Jakob van Hoddis. Georg Heym war im Winter 1909/10 zu diesem Kreis gleichgesinnter Autoren gestoßen, die ihn zu apokalyptischen Gedichten wie „Der Gott der Stadt“ (1910) und „Der Krieg“ (1911) anregten:

*Aufgestanden ist er, welcher lange schlief,
aufgestanden unten aus Gewölben tief.
In der Dämmerung steht er, groß und unbekannt,
und den Mond zerdrückt er in der schwarzen Hand.*

Neben Gedichten schrieb Heym auch Prosa, Tagebücher und Erzählungen, welche im Nachlaßband „Der Dieb“ gesammelt sind. Gleichfalls im Leipziger Rowohlt Verlag waren schon 1912 die nachgelassenen Gedichte „Umbra vitae“ erschienen.

Sein Grab auf dem Friedhof der Luisengemeinde in Berlin-Charlottenburg wurde

Bild: Archiv



1942 eingeebnet. Im Januar 2009 freilich wurde die Grabstelle neu gestaltet, auf dem Kalkstein steht, dem Wunsch des Dichters entsprechend, nur das altgriechische Wort „Keitei“ (Er schläft).

Heute, ein Jahrhundert nach seinem Tod, gibt es eine von Karl Ludwig Schneider erarbei-

tete Werkausgabe „Dichtungen und Schriften“ (1986), die im Münchner Beck-Verlag erschienen ist und 2005 im Verlag Zweitausendeins nachgedruckt wurde. Gunnar Deckers biographischer Essay „Georg Heym“ (176 Seiten) erschien 2011 in Berlin.

Jörg Bernhard Bilke (KK)

Design, bevor es so hieß

Gablonzer Modeschmuck in Rheinbach

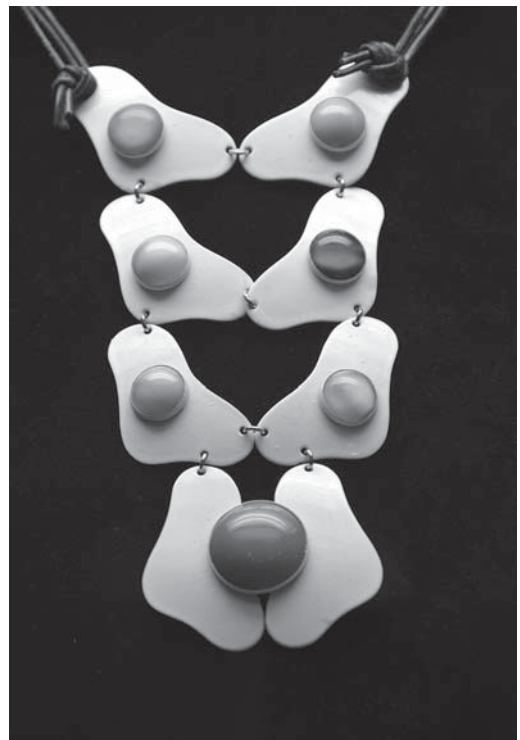
Wo sonst als im Rheinbacher Spezialmuseum für böhmisches Glas gäbe es ein passenderes Ambiente für die Einrichtung einer Schmuckausstellung mit dem Titel „Karfunkelschein“? Unter den glitzernden, farben- und formenprächtigen Exponaten befinden sich viele seltene Exemplare, die in den 20er, 30er und in den frühen 40er Jahren in Gablonz an der Neiße gefertigt wurden. Die Besucher können sich anhand der rund 300 prägnanten, aufwendig gestalteten Broschen, Ringe und Colliers einen Überblick über 70 Jahre Modeschmuck in Europa verschaffen.

Auf Texttafeln ist viel Wissenswertes zur Geschichte des traditionsreichen Handwerks nachzulesen. So etwa wird daran erinnert, daß bereits im 16. Jahrhundert an der Neiße eine gut laufende Hohlglasindustrie existierte, die im 18. Jahrhundert Glaskurzwaren wie Lüsterbehang, Perlen, Steine und Knöpfe herstellte. Später kam die Herstellung von Schmuckwaren aus unedlen Materialien hinzu. Die Kunsthandwerker in Nordböhmen, genauer in Gablonz an der Neiße (tschechisch: Jablonec nad Nisou), kombinierten Glas, Kunststoff sowie Metalle und schufen Schmückendes und Modisches in allen Farben, Formen und Dekors. Mit der Industrialisierung erfuhr der Gablonzer Modeschmuck einen Schub und wurde im 19. Jahrhundert weit über die Gren-

zen hinaus bekannt. Bekanntlich besaß Gablonz an der Neiße bis 1918 das Weltmonopol der Herstellung von unechtem Schmuck. Aus der Frühzeit sind noch einige interessante Stücke erhalten, die sich am

„Unedles“ Material, nobles Dekor: der schöne Schein will gar nichts anderes sein

Bild: Glasmuseum



Zeitgeist des Art déco orientieren. Aus den 1930er Jahren wiederum stammen Exemplare, die Motive aus dem Sport und aus der Insektenwelt bevorzugen. Beim näheren Betrachten der Schmuckstücke fällt die handwerkliche Präzision ins Auge.

In der Ausstellung in Rheinbach findet die von Richard Prade im Jahre 1922 gegründete Firma Prade eine gebührende Erwähnung. Das Unternehmen produzierte originellen Modeschmuck auf höchstem handwerklichen Niveau anfangs in Gablonz und später in Schwäbisch Gmünd. Die Geschichte der Firma Prade ist mit dem Glasbläserhandwerk in Böhmen und der „Gablonzer Bijouterie“ eng verbunden. Prade lieferte Modeschmuck an bedeutende Modehäuser wie Coro in New York, Miriam Haskell, Trifari oder Elsa Schiaparelli in Italien.

Mit dem Neuanfang in Schwäbisch Gmünd im Jahre 1948 wurde die Prade-Kollektion um Schmuckstücke aus gehämmertem Metall und Naturmaterialien wie Bambus, Bast, Kokos und Kork erweitert. So entstanden der erste figurative Ansteckschmuck im Stil der „Fifties“ sowie plastisch wirkende Broschen. Es heißt, daß Max Bill, Picasso und der legendäre Nierentisch Pate gestanden haben.

Die Ausstellung „Karfunkelschein“ ist im Rheinbacher Glasmuseum bis zum 4. März zu besichtigen. Wer mehr über das Thema der Gablonzer Schmuckwelt nachlesen möchte, ist mit dem im Modo Verlag von Cornelia Ueding herausgegebenen Bildband „Karfunkelschein: Prade – Gablonzer Modeschmuck 1922–1995“ bestens beraten. Die informative Publikation ist im Glasmuseum zu erwerben. *D. G. (KK)*

KK-Notizbuch

Das **Donauschwäbische Zentralmuseum** Ulm zeigt bis zum 15. April unter dem Titel „Wir lebten in **Véménd – ein multiethnisches Dorf im Ersten Weltkrieg**“ Fotografien aus der Sammlung des Janus-Pannonius-Museums Pécs/Fünfkirchen (siehe auch Titel dieses Heftes). Béla Hernai, der Lehrer des Dorfes, hielt zwischen 1916 und 1920 die letzten Augenblicke der Gemeinschaft von Deutschen, Serben, Juden, Roma und Ungarn fest, bevor sie in den Weltkriegen auseinanderbrach.

Spuren deutscher Kultur im Dreiländereck zwischen Serbien, Kroatien und Ungarn haben Sandra Kühnapfel und Joern Nuber für das **Museum Europäischer Kulturen** Berlin aufgezeichnet und zeigen sie bis zum 15. April im **Ulmer**

Weststadthaus unter dem Titel „Sie verlassen jetzt die Landkarte“.

Die **KünstlerGilde Esslingen** und die Stadt Esslingen am Neckar verleihen alle zwei Jahre den **Nikolaus-Lenau-Preis** an deutsch schreibende Lyriker und für Übersetzungen in die deutsche Sprache. Vorschläge (auch Eigenbewerbungen) sind zu richten an die KünstlerGilde, Friedrichstraße 218, 10969 Berlin, Informationen unter Telefon 030 / 2515995.

Gemeinsam mit dem **Tschechischen Zentrum München** zeigt der **Adalbert Stifter Verein** Bilder von **Ruth Kohn**. Sie begleiten Texte von Franz Kafka, Jan Amos Comenius sowie die Balladen des Klassikers der tschechischen Romantik Karel Jaromír Erben. Die Ausstellung

präsentiert eine Auswahl ihrer Illustrationen, die als zeitgenössische Interpretation der Texte verstanden werden können und durch ihre Ausdruckskraft überzeugen.

Die Ausstellung „**Schloß Friedrichstein in Ostpreußen und die Grafen von Dönhoff**“ des **Deutschen Kulturforums östliches Europa** Potsdam gibt einen Einblick in die Geschichte der Grafen-

familie und des eindrucksvollen, 1945 zerstörten baulichen Zeugnisses vom Selbstverständnis des ostpreußischen Adels. Sie ist bis zum 23. März im Düsseldorfer **Gerhart-Hauptmann-Haus** zu sehen.

Dieses Heft wurde gedruckt mit Unterstützung des Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien. (KK)

www.ostdeutscher-kulturrat.de

Ihr Interesse kann Interesse wecken!

Wenn Ihnen die Thematik der **Kulturpolitischen Korrespondenz** am Herzen liegt, so geben Sie sie bitte auch an Bekannte und Freunde weiter. Die Stiftung Deutsche Kultur im östlichen Europa – OKR ist dankbar für jede Hilfe bei der Erfüllung ihrer selbstgestellten Aufgabe, ostdeutsches kulturelles Erbe bewußt und europäischen kulturellen Austausch lebendig zu erhalten.

Bestellschein

Ich möchte Ihre monatlich erscheinende

KULTURPOLITISCHE KORRESPONDENZ

regelmäßig zugeschickt erhalten. Die Jahresgebühr von 35 Euro begleiche ich nach Erhalt der Rechnung. Das Abonnement ist zum Jahresende kündbar.

**Stiftung Deutsche Kultur im östlichen
Europa – OKR
Kaiserstraße 113
53113 Bonn**

Meine Versandanschrift lautet:

Name

Straße

PLZ/Ort

Unterschrift

Telefon 02 28 / 2 89 33 12

Telefax 02 28 / 2 89 33 14

E-Mail georgaescht@arcor.de